

21. 11. 1921

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Stadtbücherei
Elbing



Wuhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
2. Jahrgang 1921

Heft 7

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Wir nennen hier einige Mitarbeiter der bisher erschienenen Hefte:

I. Jahrgang:

Hest 1: D. Kalweit, Adelbert Matthaei, Mag Hildebert Boehm, Ludwig Wäbe, Ernst Petersen, Bruno Pompecki.

Hest 2: Ernst Schulze, Konrad Clert, Richard Fromme, Woldemar von Seidlitz, Thilo Kleser, Heinrich Jerkulaen, Werner Killian von Trysler, Karl Demmel, Kopernikus.

Hest 3: Sonderausgabe „Danzig“.

Hest 4: Hanns Martin Essler, Geheimrat Spieß, Paul Jech, Hans Bethge, Kurt Adami, Paul Knöfel, Arthur Laudien, Konrad Hahn, Wolfgang Greiser.

Hest 5: Sonderausgabe „Königsberg“.

Hest 6: von Holst, Carl Lange, W. la Baume, Klooppel, Elisabeth Stewert, Walter von Molo, Richard von Schankal, Paul Feldkeller, Paul Wolf, Paul Richter, Hans Sturm, Erich Klein.

Hest 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.

Hest 8: Willibald Omankowski, Hermann Steinert, Hans Franck, Hermann Dahl, Helene Westphal, Wilhelm R. Jahn, Kurt Bock, Georg Lichen, Franz Alfons Gayda, Hans Benzmann.

Hest 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!

Hest 10: Louis Corinth, Bruno Walter Reimann, Paul Rohrbach, Katarina Votsky, Ernst Hammer, Johannes Schlaf, Luise von Brandt, Paul Enderling, Max Carstenn, Herbert Sackel, E. Steinbrecht, Hans Walter Schmidt, Hans Gäßgen, Walter Hein.

Hest 11: Sonderausgabe „Dichter des Ostens“.

Hest 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesiensheft“.

II. Jahrgang:

Hest 1: Ludwig Finckh, Will Vesper, Thomas Wilhelm Reimer, Leonhard Schrickel, Ewald Silbester, Fritz Heinz Reimesch, Hanns Fehner, Walther Harich, Edward Carstenn.

Hest 2: Sonderausgabe „Heimat“. (Freie Stadt Danzig.) Danziger Heimatsbund.

Hest 3: Franz Mannstaedt, Paul Friedrich, Otto Pringsheim, Johannes Dzubielka, E. R. Prashinger, Marie Dedo-Brie, Hugo Soenik.

Hest 4: Sonderausgabe „Memel“.

Hest 5: Hermann Stehr, E. Kleinbempel, Carl Meißner, Anna Pape, Hildegard Voigt, Paul Magdors, E. Waldmann, Wilhelm Müller, Maximilian Ubich.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft
Danzig, Langgasse 39/40.

Sprechstunden der Schriftleitung:

Montag nachmittags von 4—6 Uhr in Oliva, Albertstraße 9.

Donnerstag vormittags von 10—12 Uhr, in Danzig, Langgasse 40¹

Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Junst“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

Oktober 1921

Heft 7

Über Herder und den norddeutschen Geist

Von Dr. Willy Droß

Erwägen wir ohne lokales Vorurteil die kulturelle Bedeutung des Nordens und besonders des Nordostens in der neueren Zeit für das übrige Deutschland, so sehen wir mit Stolz, daß er an den wichtigsten Wendepunkten der Geistesgeschichte die Führung bejessen hat. Wir lassen das siebzehnte Jahrhundert, diese chaotische Zeit, in der sich für die späteren Augen doch deutlich sichtbar der Aufschwung des deutschen Geistes bemerkbar macht, außer acht, obgleich die Schlesier in enger Verbindung mit Preußen, insbesondere Danzig, standen, und die Königsberger Diederichsen mit das Erfreulichste in dieser Zeit leisteten, und wenden uns dem achtzehnten Jahrhundert zu. Auf dem Boden einer fruchtbaren Kritik sollten gegen Ende die höchsten Kulturgüter erwachsen, die wir mit den Namen Goethe und Schiller verbinden. Norddeutschland hat keine schöne Frucht eingeheimst, aber das ganze Verdienst der positiven Kritik fällt ihm allein zu. Gottsched, genau 1700 bei Königsberg geboren, beginnt die Reihe, unterstützt von seiner Frau, der Danzigerin Adalgunde Kulmus. Seine stark moralisierend ästhetische und sammelnde Tätigkeit zeigt ostpreussische Nüchternheit und Trockenheit, aber auch Tüchtigkeit und Fähigkeit. Die Reorganisation der Schaubühne, die Sichtung des vorhandenen Materials ist sein Werk. In viel tieferer Weise sowohl in der Kritik als auch schöpferisch setzt Lessing seine Aufgabe fort, der von Diltzen als „das einzige norddeutsche Genie“ bezeichnet wird, „das in die Poesie mit norddeutscher Art zu empfinden mächtig eingriff“ *). Noch vor Lessing aber steht ein Norddeutscher an einem wichtigen Wendepunkte des Zeitempfindens und leitet eine Strömung ein, die dann wiederum ein Nordostdeutscher

nach einer anderen Seite umbiegen sollte: die beiden Namen sind Joh. J. Winckelmann, geboren 1714 in Stendal und Joh. Gottfr. Herder, geboren 1744 in Mohrungen. Wir dürfen wohl, um die Situation zu klären, zu etwas groben Stichworten greifen: Winckelmann ist der Begründer des deutschen Klassizismus, Herder der Begründer der deutschen Romantik. Beide haben zum ersten Male wahrhaft geschichtliche Forschung unternommen mit dem Gefühl für Entwicklung, für Werden und Vergehen des Volkes, wobei wir uns erinnern wollen, daß zwischen ihnen Lessing den Entwicklungsgedanken auf die Geschichte der Religionen ebenfalls angewandt hatte. Winckelmann schrieb eine Geschichte der griechischen Kunst, die er wohl zum Gipfel, zum „hohen“ und „schönen“ Stil verfolgt und den Niedergang im „nachahmenden“ Stil bemerkt, nur daß für ihn das griechische Ideal die Vollen- dung schlechthin war, und er somit diese Schönheit als absolut jeder Kunst zur Nachahmung hinstellt. Herder dagegen sah in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ das Auf und Ab der Völker, wie jedes sein eigenes Ideal zur Vollenbung bringt, gewissermaßen seine Mission erfüllt und dann zurücksinkt. Die kritisch-philosophische Ergänzung aber zu den größten deutschen Dichtern dieser Zeit ist der Königsberger Immanuel Kant, der in Kritik des Verstandes, der Vernunft und des Gefühls geschieden und analysiert hat, wie jene schöpferisch hervorbrachten. Seine Kritik der Urteilskraft findet auch die Gesetzmäßigkeit in dem künstlerisch auffassenden und schöpferischen Vermögen. Winckelmann sagt: „Der große Philosoph denkt den großen Künstler. Kant konstruiert den Begriff der Goetheschen Dichtung“ *). — Es sind dies

*) Diltzen, das Erlebnis und die Dichtung. S. 24.

*) W. Winckelmann, Geschichte der neueren Philosophie. 5. Aufl. 1911. II. S. 182.

alles unbestritten Tatsachen, aber kaum ist der Norddeutsche in seiner düsteren weiten Heimat dessen eingedenk, daß eine zusammenhängende Kette seiner Ahnen die deutsche Geisteskultur zu ihrem Gipfel geführt hat.

Und zwar ist dies in einer Weise geschehen, die einen inneren Zusammenhang erkennen läßt. Das Wesentliche ist auf dem Wege der Kritik, der nüchternen scharfen Erwägung oder der phantasiervollen Einfühlung entstanden, niemals durch Hinstellen von Kunstwerken aus innerer Schöpferkraft. Selbst Lessing, der einzige von den angeführten, der auch Werke von bleibender Bedeutung geschaffen hat, gesteht selbst (am Ende der Hamburgischen Dramaturgie), alles durch ein Druckwerk und Röhren in sich herauspressen zu müssen. Als Gegenstück zu der scharfen Reflexion ist immer ein phantastisch schweifendes Gefühl hinzuge treten; neben einem Kant steht Hamann, der „Magus im Norden“. Schon Scherer drängte sich in seiner Literaturgeschichte die Erkenntnis auf, daß das nordostdeutsche Wesen starke Kontraste umschließe, „einen weichen phantasiervollen und einen hart verständigen Typus“^{*)}. Die harmonische Verschmelzung aller Fähigkeiten scheint, darnach zu schließen, diesem Menschenschlag versagt. Die größte Persönlichkeit, die wir zu dem „phantasiervollen Typus“ rechnen müssen, ist Johann Gottfried Herder. Und er kam in eine Konstellation der Zeit hinein, daß diese seine persönliche Eigenart auch für den historischen Verlauf der Geschichte der Zeit von größter Bedeutung werden konnte. Seine sprunghafte, fortwährend weiter spinnende Phantasie erzeugte ein Vermögen, das im Verein mit andern gleichgestimmten Kräften das Regiment der alten Generation stürzen und solange unentdeckte Gebiete erschließen sollte: die Fähigkeit, sich in die einzelne Erscheinung im lebendigen Strom des geschichtlichen Werdens und Vergehens einzufühlen, das historische Kulturgut als ein organisch gewachsenes Ganzes zu verstehen. Das aufgeklärte Zeitalter hatte kein Gefühl für Geschichte besessen. Wie sollte es auch, wo der Rationalist die Menschen letzten Endes für gleich hielt, für ihn also das Volk eine Summation von einzelnen Individuen war, in dessen Jahrtausende langen Reihe von Lebensäußerungen und Kulturgütern man nur in Ansehung eines Zwecks oder Endziels Sinn hineinbringen könnte. Herders Programm ist schon in frühen Jahren

fertig. Von Riga aus sandte er in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts die „kritischen Wälder“ nach Deutschland, in denen er verkündet: Die Geschichte ist nicht als System, sondern auf Grund von Tatsachen und Daten als Lebendiges zu erfassen. —

In dem kleinen, dürftigen Landstädtchen Mohrungen wurde Herder „in einer dunklen aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit“, wie er selbst sagt, geboren. Obgleich er nicht lange in seiner ostpreussischen Heimat blieb, so hat er doch die Eindrücke seiner Kindheit niemals vergessen oder verleugnet. Noch in späteren Jahren werden wir manchmal an die „Träume der Jugend“ — so heißt auch ein Gedicht von ihm — erinnert, denen er an den Ufern des Mohrunger Sees nachhing. Die ersten melancholischen und erhabenen Natureindrücke fühlen wir in vielen Schriften nachwirken, besonders wo er den Spuren ältester Kulturen nachgeht. In Königberg sehen wir den jungen Studenten zu Füßen Kants seinen dauernden philosophischen Standpunkt fassen: eine idealistische Grundstimmung durchbricht immer wieder den von der englischen Erfahrungsphilosophie aufgenommenen empirischen Skeptizismus. Wichtiger wurde für ihn der vertraute Verkehr mit Hamann, dessen Bestreben, immer den ganzen Menschen sprechen zu lassen, und seine darum so orakelhaft anmutenden Ausführungen über Philosophie sich ihm tief einprägten. Noch weiter östlich, in dem damals russischen Riga, nahm Herder 1764, also zwanzigjährig, seine erste Stellung als Lehrer und später als Prediger ein und eröffnete mit der Fragmentensammlung „Über die neuere deutsche Literatur“ und den „Kritischen Wäldern“ seine schriftstellerische Tätigkeit. Das geschichtlich so außerordentlich bedeutungsvolle an ihnen ist, wie wir schon andeuteten, das nacherlebende Verständnis für die Geisteserzeugnisse der Völker, das liebevolle menschliche und phantasiebeschwingte Hinabtauchen in die Besonderheit der Volksseele, der Sinn fürs Historische im ständigen Hinblick auf das Klima, die Generation, die Zeit und die persönliche Eigenart. Herder hielt es nicht in dem tätigen und anregenden aber abgelegenen Riga aus. Er begab sich zu Schiff und reiste über Schweden nach Frankreich. Von dieser Reise hat er uns ein Tagebuch hinterlassen, das den ganzen Herder in seiner sprühenden, gedankenübertollen Lebendigkeit am schönsten zeigt. Mit staunenden Augen folgen wir den Phantasiebildern, die er vor uns entrollt, indem er von sinnlichen Eindrücken —

^{*)} Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 9. Aufl. 1902, S. 525.

Schiffsleute, Meerwasser usw. — ausgeht, sie aber bezeichnenderweise sofort beiseite läßt, um eigene Gedanken daran zu entwickeln, die immer neue Gedanken aus sich heraus gebären: eine Geschichtsphilosophie, eine Universalgeschichte der Bildung der Menschheit von höchster Originalität und Kühnheit. Nach bewegtem Reiseleben läuft Herder einige Jahre später in Bücheburg als Konsistorialrat in einen einsamen Hasen ein. Hier bricht er mit der Schrift „Nuch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ die erste Lanze gegen die Aufklärung für das solange vollständig unverstandene und geschmähte Mittelalter. Er zeigt, wie auch im Mittelalter menschliche Kräfte gärten und rangen, er vergleicht es mit einer Baumkrone, deren Überfluß an Ästen und Zweigen für viele Früchte geschaffen sei; er findet würdige Worte für die religiöse Zentralisation im Papsttum, das die Menschen zur brüderlichen Gemeinschaft zusammenhielt. Herders allgemeine Ideen haben somit den notwendigen Verlauf auch im besonderen genommen, indem die historische menschliche Würdigung sich auf Zeiten erstreckte, die solange für dunkel gehalten worden waren, und damit ist das Fundament für die geistesgeschichtliche Epoche der „Romantik“ gegeben. Herders Biograph Rudolf Hamn, der Verfasser der „Romantischen Schule“, also ein ausgezeichnete Kenner der Romantik, sagt von dieser Schrift (I. S. 548): „Hier liegen die Grundzüge zu dem, was demnächst Joh. Müller in seinen Reisen der Päpste ausführte, was später Novalis in dem Aufsatz über die Christenheit, A. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen und ihnen nach die übrigen Jünger der Romantik in doktrinärer Formulierung weiter ausspannen.“

Indem wir Herders Leben höchst skizzenweise bis zu diesem Punkte verfolgten und von dem Sinn seiner Schriften nur den einen Hauptzug — ein menschliches Einfühlen in die historische Individualität — hervorhoben, können wir nun dem Hauptziele zustreben, sein Wesen innerhalb des norddeutschen Geistes überhaupt zu sehen. Herder erweist sich schon in dem hier Angedeuteten unzweifelhaft als der Ausgangspunkt für die bedeutame Strömung der Romantik, die bei allen Schwächen in ihrem seelisch vertieften Leben, ihrem religiösem Geiste, ihren hohen Zielen so stark von der vorausgegangenen nüchternen Epoche der Aufklärung abtsticht. Romantik in weiterer Bedeutung scheint ja von jeher dem nördlichen Menschen zuzugehören, während ein klassisches Ideal unwillkürlich unsere Gedanken

nach südlichen Himmelsstrichen lenkt. Da erscheint es innerhalb dieser vagen allgemeinen Bestimmung doch eigentümlich, daß eine solche geschichtliche Strömung, die spezifisch Romantik genannt wird, wiederum von den nördlichen Teilen des Nordens den entscheidenden Anstoß erhalten hat. Es drängen sich Fragen auf, die zu stellen uns eben der gelehrt hat, den wir hier hauptsächlich behandeln, Fragen nach dem mütterlichen Boden der Natur, nach der Rasse, nach der Einheit zwischen dem Leben innerhalb der Besonderheit der natürlichen Lage und den geistigen Erzeugnissen durch Jahrhunderte hindurch. Solche Fragen zu stellen hat nicht nur Wert für die historische Forschung; auch die gegenwärtige Generation steht auf den Schultern der vergangenen Generationen, mag sie es auch leugnen, und die Kenntnis des traditionellen Gutes kann Klarheit geben zur Erkenntnis der eigenen Art und der ihr angemessenen Ziele.

Vielleicht ist es nicht zufällig, daß der geistige Vater der Romantik in dem einsamen, abgelegenen nordostdeutschen Gebiet seine Heimat hat. Zeigt nicht der Geist der Romantik Verwandtschaft mit dieser Landschaft, wie sie Jahrhunderte lang das Leben ihrer Bewohner bedingt, sich ihren Augen eingepreßt hat und noch heute unmittelbar zu uns spricht? Wir wollen versuchen, der Frage etwas nachzugehen, ohne uns in die Spekulationen einer oberflächlichen Milieutheorie zu verlieren, indem wir uns auf ein redliches Gefühl verlassen. — Der innerste Wille der Romantik sucht im Einzelnen, das den Sinnen gegeben ist, das Unendliche, er sehnt sich nach etwas Endgültigem, Absolutem, oder freier ausgedrückt: der Romantiker wiegt sich in Sehnsucht ein; der Überschwang seiner Seele gibt sich der Natur hin. Aber weil der letzte geheimnisvolle Klang der Seele ihm doch nicht aus den sinnlich gegebenen Dingen spricht, so verliert er sich in einer grenzenlosen Subjektivität und flüchtet schließlich in die über sinnliche Welt, in das Jenseits. Das hängt aufs innigste mit der religiösen Stimmung dieser Generation zusammen und ist der Grund, weshalb sie sich so zu dem Mittelalter hingezogen fühlte, dessen höchste Lebensäußerungen alle auf eine jenseitige Welt bezogen sind. Die mittelalterlichen Kathedralen schufen in ihrem Innern einen entrückten Raum für die Gottesverehrung, wie ihr Äußeres ein weithin sichtbares Wahrzeichen dieser Gesinnung wurde; die bildnerischen Werke illustrierten die Vorgänge einer gläubig hingegenommenen ehrwürdigen Tradition, die die Philosophie mit

den Forderungen eines hochentwickelten Denkvermögens in Einklang zu bringen strebte. So konnte es neben dem historischen Verständnis überhaupt vornehmlich die Aufgabe der Romantik werden, in dem Gefühl einer tiefen Sympathie das Verständnis für das Mittelalter aufzuschließen. Wenn wir diesen transzendenten, aufs Unendliche gerichteten Wesenszug der Romantik bedenken, so kann uns allerdings die nordöstliche Heimat wie ein Symbol dieser Gesinnung erscheinen: eine flache Ebene, ein graues Meer; verstreute Dörfer und Flecken stehen mit ihren Kirchtürmen wie verloren in einer fremden, kalten Natur. Nicht neigen sich freundlich bewachsene Hügel, die sie umfängen und sich reizvoll mit ihnen zu einer Einheit zusammenschließen. Alle Gegenstände, zumal an der See, stehen gegen die Luft, das Nichts, die Unendlichkeit. Das Wesen des Romantischen, das Herausgehen aus dem einzelnen Gegebenen, indem man das Unendliche in ihm ahnt, die Sehnsucht nach einem jenseits des Sichtbaren liegenden Absoluten, wo erscheint es natürlicher als im Norden? Wen hat nicht schon jenes eigentümliche Gefühl beschlichen, wenn er in der unendlichen Ebene, am Strande oder auf dem Schiffe ein Einzelnes, einen Kopf oder ein paar Teile des Schiffes gegen die graue, alles in sich saugende Unendlichkeit gesehen hat! Hier erscheint die Transzendenz der Romantik gewissermaßen bildhaft geworden, und man ist versucht, die Lehre des Danziger Philosophen Schopenhauer von der Welt als Vorstellung und der wahren Welt hinter den Dingen mit solchen Eindrücken in Verbindung zu bringen. Bei Herder selbst erhalten wir in seinem Reisejournal das Zugeständnis solcher Jugendindrücke. Das Gefühl des „Schauers“ ist die erste Stimmung seiner Seele gewesen, und so gab er allen Äußerungen, die aus stärksten Trieben entsprangen, dieses Gefühl mit, den Zuschnitt aufs „gotisch Große“.

Zugegeben aber ein solches aus der sinnlichen Faßbarkeit hinausweisendes Gepräge der norddeutschen Landschaft, so wird doch darum niemand diese Landschaft selbst mit romantisch bezeichnen. Für solche Bezeichnung paßt Thüringen oder Süddeutschland, anmutige, reiche Waldtäler mit rauschenden Bächen, nicht unser Seegeflade und die Tiefebene. Oder wer könnte sich das romantische Posthorn und Lieder fahrender Studenten in Westpreußen denken? Könnten sie je die endlosen Weidenalleen dahinwallen an dürftigen Scheunen vorbei, die düster gen Himmel ragen? Die Waldlieder der Romantik würden vor dem

machtvollen Ernste dieser Landschaft verstummen. Mit einem Worte, sich wie der Romantiker der Natur hingebend, sich in ihrer weichen Fülle zu wiegen, sich an ihren Busen zu schlüpfen, sei es auch, um in sehnächtigen Träumen erst hinter ihr das Land der Erfüllung zu ahnen, das ist hier unmöglich. Und wir fühlen, wieviel sinnliche Freude und Spielen doch der Romantik zu eigen ist. Noch ein anderes Merkmal in der dem Romantiker adäquaten Landschaft müssen wir hervorheben, das historische Moment. Wie die Romantik so historisch eingestellt war, daß sich aus ihr eine echte Geschichtswissenschaft entwickeln konnte, so nahm sie auch ästhetisch das Naturbild von der historischen Seite. In den Ruinen sah sie wehmütig den Glanz einstiger Geschlechter, in dem Rauschen uralter Bäume, dem Rausen der Ströme hörte sie das Lied der Zeit, der irdischen Vergänglichkeit. Auf dem Gipfel einer alten, überreifen Kultur, neben und im Gefolge höchster dichterischer Produktivität stand die Romantik, sehnächtigt und haltlos nach rückwärts und ins Jenseits gewandt. Auch das Preußenland besitzt Burgen und Ruinen, die viele Jahrhunderte überdauert haben, aber ihr trübig wehrhafter Charakter mutet uns auch heute zu nächtern und klug an, als daß sie eine süße Träumerei aufkommen ließen. Sie wachsen nicht aus dem Hügel heraus, indem die Natur eigentlich zerstörend doch einen Jahrhunderte langen freundschaftlichen Bund mit dem Menschenwerk eingegangen zu haben scheint, sie wirken wie hingestellt auf einen ebenso unliebenswürdigen Boden, wie sie ja auch in Wirklichkeit vor fast siebenhundert Jahren von fremder Hand sicher und zielbewußt in einem wilden, feindlichen Gebiet angelegt wurden.

Von hier aus kommen wir nun zu der Frage der Generation, deren innerer Bildungskraft Herder mehr Anteil zuwandte als dem Klima und der Landschaft. An dem Stamme einer überreifen Kultur erwuchs die Romantik, hier befinden wir uns in erobertem Lande, auf Kolonisationsgebiet. Seine erste Kultur steht schon ganz im Zeichen einer Zeit, die wir für den abendländischen Kulturkreis mit Neuzeit bezeichnen. Die Wurzeln, die es durch die Missionstätigkeit der geistlichen Orden und der religiösen Gebundenheit der Ritter mit dem Mittelalter verbinden, haben nichts zu sagen. Was sich entwickelt, kommt aus der durchaus modernen Gesinnung des Ordens. Dieser hatte moderne kapitalistische Wirtschaftsweise, während im übrigen Deutschland noch Naturalwirt-

schaft bestand; er hatte moderne Arbeitsverhältnisse auf den Vorwerken, wo er freie Landarbeiter je nach Bedarf beschäftigte. Er gewann durch Einbeiden der Ströme den fruchtbaren Boden und stellte im Ganzen eine geregelte staatliche Organisation dar. Neben dem Orden entwickelte sich die tüchtige Geschäftlichkeit und kluge Handelspolitik der Bürgererschaft in den Städten. Die Ansiedler, von denen die preußischen Ureinwohner fast vollständig aufgelogen wurden, stammten vorzugsweise aus niederdeutschen Gebieten, dann aus Meissen und Schlesien, alles nordöstliche Gebiete Deutschlands und mit Ausnahme Niederachsens auch schon Kolonisationsgebiet. Urkundenmäßig läßt sich dies von den ritterlichen Geschlechtern feststellen, denen der Orden neben den eingeborenen Preußen größere Länderkomplexe zu günstigen Bedingungen übergab, und diese zogen dann die Bauern ihrer Heimat nach sich. Man charakterisiert den niederdeutschen Menschenschlag einstimmig als ernst, besonnen, zurückhaltend, wenig schwärmerisch begeistert, aber tüchtig und zielbewußt. Alle diese Eigenschaften mußten um so mehr hervortreten, wenn die alte Heimat mit einer neuen vertauscht wurde, die erst einer kräftigen Arbeit ihre Schätze zu erschließen begann. In solcher Gesinnung berührten sich die Ansiedler mit der diesseitigen Zielbewußtheit des Ordens, dessen Zusammensetzung wahrscheinlich mehr oberdeutsch (sicher im 15. Jahrhundert) gewesen ist. Nach einer kurzen Blütezeit verkam das Land drei Jahrhunderte lang unter der polnischen Oberhoheit nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg. Nur die Seestädte blühten in einer regen Handelstätigkeit und machten sich die Kunst der Renaissance zu eigen, die sie hauptsächlich auch schon in niederdeutscher Verarbeitung — von den Holländern — erhielten. In ihnen entwickelte sich eine echt bürgerliche Kunst, gemäßigt, gebiegen in der Ausführung, manchmal spielfindig schnörkelig und nicht frei von Stolzturn auf den selbständig wohl erworbenen Reichtum. Aber bürgerreiche Stadt und ödes Land fielen stark voneinander ab, was man noch heute in diesen Gebieten empfindet. Besonders schlimm war nach den Berichten der Zustand Westpreußens, als es Friedrich dem Großen zufiel. Eine armselige dünne Bevölkerung, der dürftigste Boden paßten nur zu gut zu den düsteren Ruinen der ehemaligen Ordensschlösser.

Vergegenwärtigen wir uns zu jener Zeit den Menschen in diesem Lande, dem eine fortgeschrittene Zeit die Augen für die Natur um ihrer

Schönheit willen geöffnet hat, der mit offenem Herzen den anregenden Verkehr von Menschen sucht, weil er in den nächstliegenden Aufgaben des täglichen Lebens nicht aufgeht, sondern die Wirklichkeit mit formender Hand in Kunst zu erheben strebt. Aufs empfindlichste wird er merken, wie weit seine Heimat von den alten Kulturzentren abliegt, wie es an aufgespeichertem Kulturgut mangelt, wie kunstsremd die an Zahl so karge Bevölkerung empfindet. Schaut er um sich, um mit bewußten Sinnen in dem Reichtum der Natur Erstaunen zu finden, da wird es offenbar: hier hat die Schönheit und Fülle im klassischen Sinne keine Heimat. Denn was auch immer Schönheit sei, so ist doch die Harmonie von Sinnlichem und Geistigem ihre Voraussetzung. Hier aber kommt das Sinnliche zu kurz. Das führten wir schon in der Schilderung des landschaftlichen Bildes aus. Eher vereinigt sich — wenn wir Kantsche Terminologie anwenden dürfen — der Anblick der Weite und Unendlichkeit mit moralischen Gefühlen und wird zum Erhabenen. (Siehe dazu auch Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung. Reclam S. 274 ff.) Herder gesteht im Reisejournal, im Verfolg der schon angeführten Stelle, daß das Gefühl für Erhabenheit von Kind auf die Wendung seiner Seele sei, womit sein „Geschmack für die Spekulation und für das Sombre der Philosophie, der Poesie, der Erzählungen, der Gedanken“ zusammenhänge: „d a h e r meine ersten Reihen von Beschäftigungen, die Träume meiner Jugend von einer Wasserwelt, die Liebhabereien meines Gartens, meine einsamen Spaziergänge, mein Schauder bei psychologischen Entdeckungen und Gedanken aus der menschlichen Seele, mein halbverständlicher und halbsombrer Stil, meine Perspektive von Fragmenten, von Wäldern, von Torjos, von Archiven des menschlichen Geschlechts — alles!“ Hier schon in dem ahnungsvollen Gefühl einer inneren Beziehung zu einer unklassischen Zeit faßt er den Erguß zusammen: „Mein Leben ist ein Gang durch gothische Wölbungen . . .“ — Der Mensch im Nordosten, der durch Arbeit die harten Daseinsbedingungen gemildert hat, sich als Entschädigung für die unfreundliche Natur ein behagliches Heim geschaffen hat und ausatmend um sich schaut, wie um eine schönere Kunstwelt zu erzeugen, er wird auf sich selbst zurückgeworfen. Jene nüchtern wägende Willensfähigkeit, das Erbeil seiner Ahnen, sie äußert sich folgerichtig in einer scharfen Reflexion oder — in einer von den äußeren sinnlichen Eindrücken unbefriedigt über

alle Grenzen schweifenden Phantasietätigkeit und den Regungen eines starken metaphysischen Bedürfnisses. Was sich im Leben nüchtern und willensstark bewies, wird phantastisch sich verlierend und unruhig dualistisch in der Kunst. Damit ist die Herkunft der beiden Typen gezeigt, die sich der sachlichen Darstellung des Literaturhistorikers aufdrängen, und es ist verständlich, wie leicht sich diese Gegensätze ineinander verwickeln können, „so daß in ein und derselben Seele Verstand durch Phantasie, Phantasie durch Verstand gehemmt wird und ruckweise bald der Verstand bald die Phantasie einen Schritt vorwärts tut“, womit Scherer Hamann charakterisiert.

Mit diesen Ausführungen haben wir wenigstens die Richtlinien dazu aufgezeigt, wie Herders für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens so wichtige schriftstellerische Manifestation in Bücheburg im Zusammenhang mit Heimat und Generation zu verstehen ist. Im „Shakespeare“-Aufsatz, wo sich Herder in die düster großartige Geister- und Hegenwelt jenes Dichters einfühlt, die ihm wohlvertraut war, „weil er als Kind ganz unter solchen Märchen gewandelt hatte“ (Brief an Merck 1770 aus Straßburg), in den Übersetzungen schottischer Balladen, überhaupt in der unsterblichen Sammlung der Volkslieder, die er später unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern“ herausgegeben wurden, in denen der hohe Norden eine so große Rolle spielt, in seiner Begeisterung für die Ostianische Reheldichtung, ja seiner religiösen Wendung in mystische Schwärmerei, in allen diesen Produktionen werden wir, hinblickend auf das Gesagte, einen eigentümlich nordischen Zug erkennen.

Herder war durch sein persönliches Auftreten in Straßburg und mit diesen Schriften der Führer von „Sturm und Drang“ geworden. Von den bedeutendsten Folgen aber war seine Einwirkung auf einen Jüngling, der bald weit über diese Richtung hinauswachsen sollte, auf Goethe. Bevor Herder nach Bücheburg ging, hielt er sich wegen eines Augenleidens vom Herbst 1770 bis zum Frühjahr 1771 in Straßburg auf, wo Goethe, ganz hingegeben einem geselligen Leben, im ganzen kritiklos im Zeitgeschmack verharrend studierte. Ihr beiderseitiges Verhältnis und den unschätzbaren Gewinn, den Goethe aus diesem Umgange für sein ganzes Leben mitnahm, hat er sachlich richtig und schön im zehnten Buch von Dichtung und Wahrheit geschildert. Eins aber hat der alte Goethe wohl nicht hervorgehoben: wie das Feld- und Erd-

hafte, das wir in den damaligen Schriften so packend spüren, die Nähe der Natur, die schauernde Ergriffenheit vom alles umwebenden, unbilligen Geiste, wie das von Herders Schriften und Persönlichkeit her ihn reinigend und aufwühlend angeweht hatte. Bei Goethe: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen, dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot! Auf bade Schüler unerdrossen die irdische Brust im Morgenrot.“ Bei Herder nach dem Enttollen eines grandiosen Morgenbildes über der Nachszene des Chaos vor der Schöpfung (in der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“): „Komm hinaus Jüngling, aus's freie Feld und merke. Die uralteste herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Tafel, großes Werk Gottes in der Natur.“ Aus dem unkultivierten Norden kam der Mann, der mit unglaublicher Intensität lehrte, „daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterteil einiger feinen, gebildeten Männer“, aus den grenzenlosen Weiten Ostpreußens der Mann von faustischem Drange, der über alle Gebiete des Lebens und alle Länder der Erde unruhig und unbefriedigt schweifend doch sich selbst und der Menschheit das Ziel einer wahren Menschenbildung, der Humanität, vorhielt. In Herder fand der junge Goethe alles Gärende und gefühlvoll überchwängliche seiner Natur philosophisch vertieft und hoher Ziele bewußt. Für uns gewinnt es somit eine ganz besondere Bedeutung, daß die literarhistorische Forschung den Nachweis zu erbringen versuchte, Herder mit der Gestalt des Faust zu identifizieren (Jacoby, Herder als Faust), wie müßig auch immer jedes derartige Unterfangen für die künstlerische Würdigung eines Werkes sei.

Uns interessiert hier nicht das persönliche Verhältnis beider. Uns ist Herder ein Symbol des Nordischen, des Meerhaften, Grenzenlosen. Durch eine außerordentliche Imagination auf den Flügeln des Gefühls von Ort zu Ort getragen, ergreift er in der Phantasie die höchsten Kronen, und doch zerrinnt dem stets Unzufriedenen, stets Unzulänglichkeiten Fühlenden das wirkliche Leben, weil er sich nicht zu beschränken, nicht zu ballen und zu formen vermag. Aber die großartigsten Züge, die religiöse Tiefe des Gefühls und die weltumspannende Höhe des Strebens, das rührte den jungen Goethe auf und brachte alle seine Kräfte in höchste Wallung. Das leidenschaftlich Tiefste, Ergußartigste, das wir von Goethe besitzen, stammt aus diesen Jahren. Ihm haftet naturgemäß etwas Formloses an. Greif-

barer und deutlich sichtbarer tritt das in der nordischen Heimat verankerte Ideal Herders hervor, wenn wir ihm die fernere Entwicklung Goethes gegenüberstellen.

Es soll Aufgabe des nächsten Teiles dieses Aufsatzes sein, Herders und Goethes persönliches

Museinanderstreben im Verlauf ihres Zusammenlebens in Weimar gewissermaßen symbolisch anzusehen, den nordischen Herder im Gegensatz zu dem klassisch gesinnten Goethe, und nach dem ferneren Gang der geschichtlichen Entwicklung auszublicken.

(Ein weiterer Aufsatz mit dem Abschluß dieser Betrachtungen folgt später. Schriftl.)

Otto von

Von Carl



Kurfell

Meißner

Otto von Kurfell

Signet

Als die Weltkriegslage so war, daß es schien, als könnten wir unsere nationalen Pflichten gegen die baltischen Deutschen erfüllen, ist von solchen, die nachzuweisen wünschten, wie die Balten auch uns mit ihren starken kulturellen Kräften gedient, häufiger die Reihe der bedeutenden Männer aufgezählt worden, die sie uns geschenkt haben. Wenn ich Baer, Bergmann, Gebhardt, Harnack nenne, so sind dies nur ein paar starke Glieder einer langen Kette. Und dieser Kette fügen sich immer wieder neue Glieder an.

Otto von Kurfell hatte als ein deutscher Maler unter Stuck und Habermann in München seine Entwicklungsjahre erlebt. Das Schicksal fügte es, daß er den größten Teil des Weltkrieges in Kexholm, seiner alten Heimat, miterlebte. So lernte er auch die russischen Bolschewistengrenen aus peinlichster Nähe kennen. Und als er dann trotzdem unumgebracht Familie und Heim in München-Großhadern wieder hatte, war er doch auch sogleich mit seinen Interessen so bei uns im Reich wieder zuhause, daß er es eine seiner ersten künstlerischen Sorgen und Taten sein ließ, uns unsere „Revolutionären Zeitgenossen“ (2 Mappen Otto Schmidt-Wartsch, München) zu zeichnen und zu karikieren. Und die gleiche Tätigkeit setzte er dann, begleitet von oft schlagend wihigen Versen Dietrich Eckarts, in drei Hefen der Zeitschrift „Auf gut Deutsch“ fort, in denen er die überwiegend einheitliche semitische Rassezugehörigkeit der deutschen, österreicherischen und ungarischen Revolutionserreger und -träger porträtiert nachwies.

Der bedeutende konservative Karikaturist ist selten. Mit dem Wesen des „Zerrbildes“ scheint eine gewisse libertinistische Geistesrichtung sehr enge verbunden zu sein. Davon ist bei Otto von Kurfell nichts. Zwar sind alle Teufel des Spottes los, um hier humorvoll das dürftig Menschliche bloßzulegen, dort mit schneidender Satire Satanam in Menschengestalt zu enthüllen, und dort neben zugegebener geistiger Kraft die sittliche Brüchigkeit zu entschleiern! Aber im Ganzen fließt Schmunzeln, Erheiterung, spöttisches Lachen doch zu dem erschütternd traurigen Nachweis zusammen, daß Deutschland, daß Mitteleuropa in schwerstbelasteten Zeiten nicht von den nach Charakter, Intellekt und Erfahrung besten Trägern, sondern von sehr brüchigen Stützen getragen wird.

Die künstlerischen Mittel dieser so mannigfaltigen und so letztlich ernststen karikaturistischen Wirkungen liegen sehr fernab von der grundsätzlichen Kurzschrift Buschs und dem linearen Extrakt Gulbranssons. Sie suchen mehr Porträtnähe, arbeiten die Plastik der Form gelegentlich ganz stark heraus, wirken gerade durch „Glaubhaftigkeit“ so komisch, das heißt durch die Idee, daß der Zerrgebildete wirklich genau so aussehen könne! — Jedenfalls gehören sie zu unseren „Zeitdokumenten“, zu den Dingen, an denen sich kommende Tage das tolle Gewirr von Schwäche und Brutalität „jener sonderbaren Periode“ werden deutlicher machen können.

Der zeichnende Karikaturist Kurfell, der auch für den „Phosphor“ und andere Blätter viel jzenische Karikatur voll glücklichster Einfälle

gearbeitet hat, ist doch, so wesentlich es auch ist und so sehr er stofflich dem Betrachter heute ihm Wichtiges zu geben hat, nur eine Äußerungsform der gründlichen Menschenkenntnis und vertieften Seelenkenntnis, die mir im Bildnis maler Otto von Kursell ihre künstlerisch bisher höchste Form geprägt zu haben scheint. Einflüsse seiner Meister, der stiftstrenge Zusammenhalt Stucks, die wie freistießende Farbe Habermanns ergeben bei ihm ein drittes Neues. Seine selbständig entwickelte Farbanschauung, die harmonisierend „übersetzt“, ohne der Natur Gewalt anzutun, baut seine Bildnisse oft auf einem farbig dunklen Grundklang.

Die dargestellte Persönlichkeit, die nach ihrer natürlichen Eigenschwere mehr oder minder gewichtig in Erscheinung tritt, ist im Seelischen stets Vertrauen weckend rein gespiegelt und sie lebt in einem durch Farbe und Form vermittelten

Element natürlicher Vornehmheit, das man haben muß, um es ausbreiten zu können! Unter den jüngeren Münchener Bildnismalern, um nicht weiter zu greifen, hat das heute keiner so.

Raum- und Zeitverhältnisse verhindern, daß im Bild ein ausreichender Begriff dieser wichtigsten künstlerischen Äußerungen Kursells entsteht. Viele der Bildnisse sind in baltischen Ländern also heute im Ausland usw.

Dort hängt auch des Künstlers erstes „Idealporträt“. Ein Ritterschafthauptmann Moritz Engelbrecht von Kursell.

Die seelische Einfühlungsfähigkeit, vereinigt mit anatomischem und physiognomischem Wissen führte Otto von Kursell diese Wege, die in Deutschland Ludwig Bauer mit viel Erfolg und wechselndem Gelingen gegangen ist. Ein Friedrich der Große zeigt, hier erstmalig wiedergegeben, was da zu erwarten wäre und ein Auftrag hervorlocken könnte.



Otto von Kursell

Aus „Revolutionäre Zeitgenossen“
(Verlag Otto Schmidt-Barisch, München)

Lithographie

GEORG LEDEBOUR
Berlin



Otto von Kursell

Pinselfeichnung

Paul Hirsch

Aus „Im neuen Deutschland“
(Verlag „Auf gut Deutsch“, München)



Otto von Kursell

Pinselfeichnung

Trozki

Aus der Zeitschrift „Auf gut Deutsch“

Die höchste Aufgabe des Idealbildnisses: Christus ist unserem Künstler eine ganz innerlichste Angelegenheit. Unsere Wiedergabe nach einer farbigen Zeichnung ist die künstlerisch wirksamste Erläuterung dessen, was Kurfell im Aufsatz dieses Heftes „Die Gestalt Christi“ sagt. Dieses starke und dieses stark deutsch-männliche

vorstellungen gerade des Deutschen von heute durch die unzweifelbar zutreffende Vorstellung eines willensregem, tatstarken Christus verdrängt würde.

Ein Künstler, dem die Welt der Beobachtung und des Gedankens so innig durchdrungen wird von Herzensantrieben, das Schlechte zu schlagen,



Otto von Kurfell

Ölgemälde

Porträt: Freiherr Hanns von Thielmann

Christentum ist der Quellpunkt in Otto von Kurfells Persönlichkeit. Ein Satz aus seinen Tagebüchern: „Nicht die Weltanschauung ist es, die den religiösen Menschen kennzeichnet, sondern die Fähigkeit, zu gewissen Zeiten mit Gott als einem verwandten Wesen in Verkehr zu treten.“

Hier stehen wir vor den edelsten Aufgaben der Bildnisbegabung, und es könnte uns viel mehr als nur künstlerisch helfen, wenn der sanfte Pulver Christus in den Phantasie- und Gemüts-

das Edle in Wahrheit zu verherrlichen, hat, wie selbstverständlich auch zur Natur, zur Landschaft nicht nur das Verhältnis des auf Tonwerte fein umstufenden Landschaftsporträtisten, sondern er fühlt sie lyrisch und das Ganze ihrer Stimmung. Beschreibung muß uns da helfen.

Da ist eine Landschaft aus den bayrischen Bergen, mit Nebeln, die nach dem Gewitter aus den Tälern steigen; ein anderes Mal ein Meeresufer mit Blick auf das Meer — das Meer ganz

ruhig mit einigen langen Wellenstreifen — der Horizont verschwimmt im Dunst, der sich nach oben zu großen weichen Ballen formt; ein drittes Bild ist sichtlich „symphonisch“ — eine „heroische Landschaft“; wieder eine andre zeigt eine weite Landschaft mit einer hellbeleuchteten Burg oder Stadt (alles übrige recht dunkel und darüber ziehen Wolken, die die Form von gespensterhaften Reitern („Sturm“ oder „Aufbruch“) angenommen haben.

Und auch das phantasiemäßig freie Schaffen hat außer umfangreichen Illustrationsaufgaben

unseren Künstler innig beschäftigt. Wir zeigen aus Entwicklungsjahren eindrucksvolle Aktstudien und eine Kreuzigung. Da sind Radierungen und Zeichnungsfolgen, die uns Erwachsenen Märchenphantasien (Undine u. a.) erneuern, da sind ein paar prachtvolle Kinderbücher (zunächst für seine Kinder), die nach dem Verleger schreiben, und da ist natürlich mancherlei graphisches Gewerbe, das dem Tag mehr gibt, als er verlangen kann.



Otto von Kurfell

Friedrich der Große

Pinselfeichnung

So rundet sich uns das Bild eines Künstlers, der vielartig und wohlbewußt seine Kräfte einsetzt und der im Leben ein Kämpfer ist — nicht nur für künstlerische Ideale! Ein tiefer Ernst steht hinter allem, aber bei allem Ringen — keine Hast! Kein Dringlichkeitsantrag nach letzter Modernität. Im Gegenteil, eine sehr deutliche Abkehr von allem Schnellfertig-Gesegtem, das ungründlich, also undeutsch ist und schnell wegstirbt! Von aller künstlerischen Spitzenreiterei aus Prinzip, die besonders Berlin heute noch immer überzählt!

„Dem Vergänglichen Dauer verleihen“ — ob nun im Spiel oder im ganzen Ernst — war's nicht doch immer schon die Aufgabe der Kunst? Wie erquicklich unmodernistisch die Mißschätzung der Skizze in diesem Tagebuchwort: „Aus dem Kunstwerk muß aller Zweifel gebannt sein. Es soll der Welt nur das mitgeteilt werden, was als Wert erkannt und gefühlt wird. Das Ringen und Kämpfen gehört in die verschlossene Kammer, in die Studienmappe. — Nur das Geklärte soll der Welt gehören!“

Gemeinschaft

Sich in die Augen sehn
und ganz verstehn,
in einem Wort sich tiefste Dinge sagen,
des Andern Lasten wie die eignen fragen:
ein wunderbares Miteinandergehn
Da blüht noch Licht in dunklen Tränentagen.
Da wachsen aus des Lebens Wäffeln
grüne Wiesen . . .

Und kleinste Freuden, tiefst erlebt zu zweif,
werden groß . . . und leuchten weit
wie Glanz aus Paradiesen

Fritz Rudnig

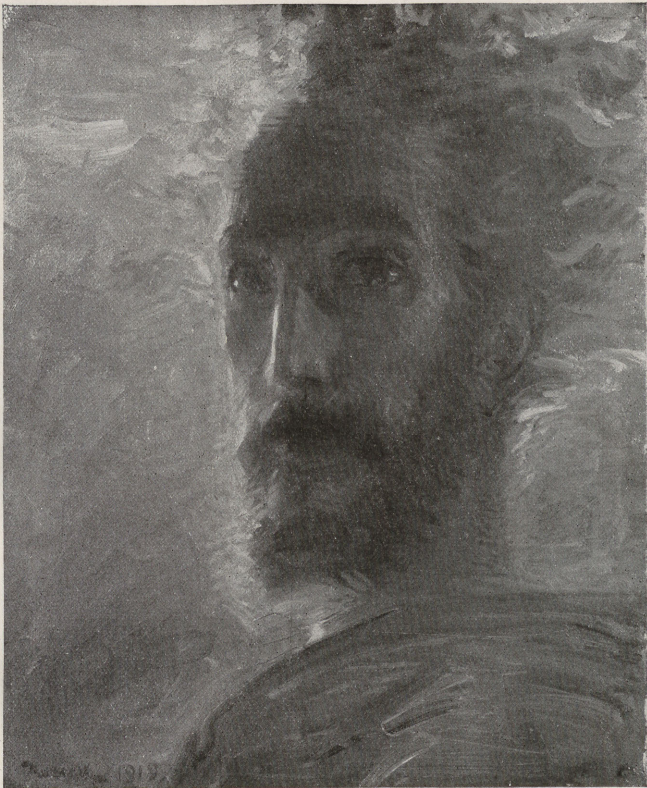
Heimat

Es rauschen die alten Tannen
noch immer ihr altes Lied;
o, Wälder, wie stark es immer
mich wieder zur Heimat zieht! —

Viel Jahre sind hingegangen,
in Freude, doch mehr — im Leid.
Im Sturm bin ich Mann geworden,
und Furchen grub schwere Zeit.

Und doch, — es ist mir geblieben
von dir ein heimlicher Klang.
Noch immer rauschen die Tannen
den alten Heimatgesang.

Carl Lange



Otto von Kurfell

„Ein Feuer auf Erden“ (Luc. 12, 49)

Ölgemälde

Die Gestalt Christi

Von Otto von Kurfell.

Wie ist es nur möglich, daß die kommunistischen (in das Politische übersetzt: die bolschewistischen) Ideen, die doch von Grund aus antichristlich sind, sich in christlichen Staaten so widerstandslos verbreiten können?

Dieses „Antichristentum“ bedarf wohl keiner weiteren Beweise. Der Kommunismus ist (in der Theorie) auf „gerechte“, d. i. gleichmäßige Verteilung irdischer Güter gerichtet; das Gebiet der Lehre Christi aber ist das Rein-Geistige: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh. 18, 36) und — im Gegensatz zu der Interessengemeinschaft einer Klasse, nach dem Wahlspruch „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ — ist auch die Brüderlichkeit der christlichen Lehre eine

rein geistige: „ . . . wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder . . .“ (Marc. 3, 35).

Warum bietet aber die Gestalt Christi gegen den andrängenden bolschewistischen Strom, diese Epidemie geistiger Zersetzung, keinen Halt?

Die Antwort ist leider sehr leicht: Wir sind längst keine Christen mehr und die Gestalt Christi ist den meisten von uns mindestens so unbekannt wie die eines Buddha oder Zoroaster. Ich bin überzeugt davon, daß viele Leser Marxistischer oder Leninischer Schriften und alle die, welche behaupten, der Kommunismus sei eine christliche Idee, daß alle diese die vier Evangelien seit ihrer Schulzeit nicht wieder gelesen haben.

Von den ganzen unteren Volksschichten, dem großen Proletariat, das täglich mit Flugblättern, Broschüren, Zeitungen und Agitationsreden gespeist wird, kann man diese Kenntnis erst recht nicht verlangen. Dem „Klassenbewußten“ wie dem „Liberaldenkenden“ sind Religion und Kirche nur noch veraltete Begriffe.

Warum ist das so? Wie kann sich unser Volk dem Einfluß dieser gewaltigen, alles überragenden Persönlichkeit entziehen? Hat es nicht von

In beiden Fällen ist er das Opferlamm in alttestamentlicher Deutung: er nimmt die Schuld der Menschen auf sich, stirbt, nachdem er alle Schmähung und Mißhandlung geduldig ertragen hat und erlangt damit die göttliche Gnade für die sündige Welt. Dieses alttestamentliche System von Schuld und Sühne, von dem unschuldigen Opfertier, das sein Blut als Stellvertreter der wirklich Schuldigen auf dem Altar hingibt, widerstrebt aber jedem arischen Rechtsgefühl.



Otto von Kurljell

Zimmer-Inneres

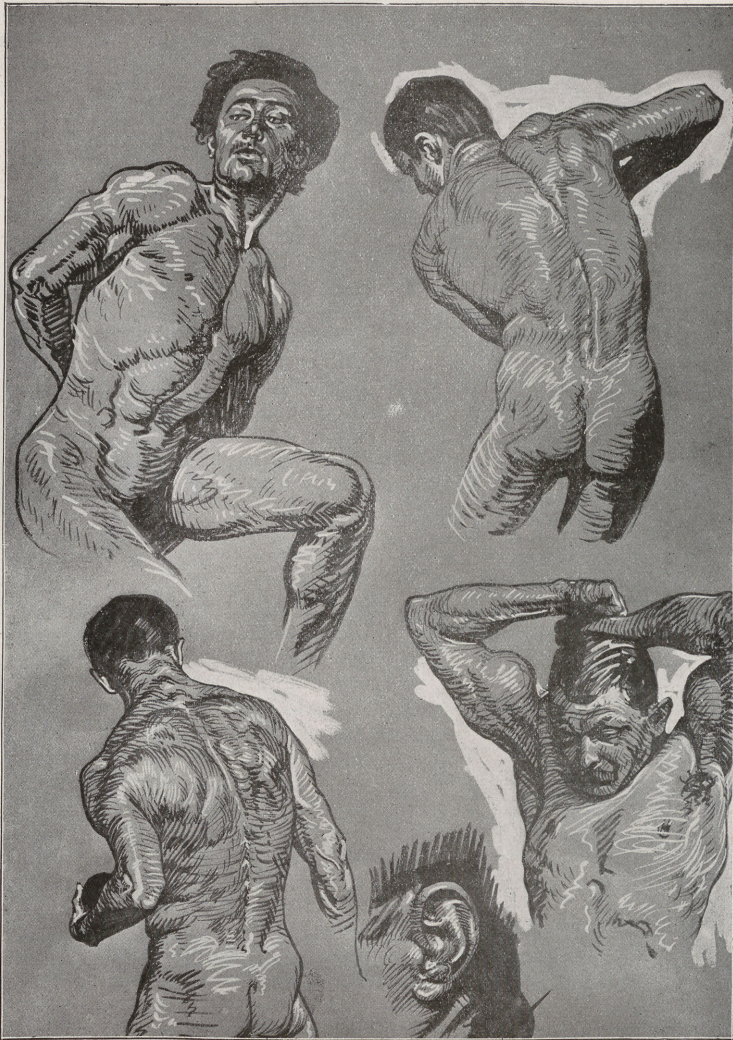
Ölgemälde

Kindheit an Gelegenheit genug, mit ihr in Berührung zu kommen?

Auch hier ist leider die Antwort leicht: Es findet nirgends den „gewaltigen“ Christus. Der Christus, von dem es hören konnte, ist das „Opferlamm“, der traurige, weltferne, geduldige Idealist. In der Römischen Kirche trifft er hinter der gewiß wunderschönen und anziehenden Mariengestalt weit zurück. In der Protestantischen Kirche gibt er allsonntäglich zu bestimmten Stunden den Stoff zu mehr oder weniger gut durchgearbeiteten Reden nach streng kirchlich-dogmatischem Schema, das mehr auf Paulus als auf Christus aufgebaut ist.

Das Opfer ist zur Formel geworden, die man nur noch gedankenlos hinnehmen kann, ohne sich als doppelter Verbrecher zu fühlen. Dieses Opfer allein wird keinen aufrichtigen Menschen anziehen. Die Gestalt Christi aber, als des bekümmerten stillen Dulders, erweckt wohl Teilnahme, hat aber nichts an sich, was zu Taten fortreißen könnte, was dem Sturm von heute Trotz bieten und ihn überwinden könnte.

Ich hörte vor kurzem eine Beschreibung der Christusbildung in den Oberammergauer Passionsspielen: dort sieht man Christus nur gebeugt und mit gesenktem Blick. Auch nicht ein Mal hebt er den Blick, um seine Henker oder



Otto von Kurfell

Aktstudien

Pinselfzeichnungen

seine Umgebung voll anzuschauen. Und das Publikum ist mit dieser Art der Darstellung einverstanden, sie entspricht seiner Vorstellung, wie sie ihm in der Kirche, in der Schule, auf Bildern u. s. f. entgegentritt.

Wie ganz anders aber ist die Erscheinung Christi in den Evangelien:

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden“ (Luc. 12, 49).

„Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert“ (Matth. 10, 34).

„Ich bin das Licht der Welt“ (Joh. 8, 12).

Wenn Christus dort spricht, so ist es kein demütiges oder zaghaftes Flüßtern, sondern: „seine Rede war gewaltig“ (Luc. 4, 32). Nicht mit niedergeschlagenen Augen redet er, sondern

immer wieder heißt es: „Jesus aber sahe sie an und sprach . . .“ (Matth. 19, 26), und wenn er auf die listigen Fragen der Pharisäer antwortet, so heißt es: „sie konnten darauf nicht Antwort geben“ oder „und sie schämten sich“ oder „sie aber schwiegen stille“ oder „und sahe, daß er ihnen sein geantwortet habe“ (Marc. 12, 28). Er war von der Hobeit und Heiligkeit seiner Sendung erfüllt: „ . . . ihr seid von unten her, ich bin von oben herab . . .“ (Joh. 8, 23), und wo er erschien, da gebot er Ehrfurcht, da mußten seine Feinde ihren Haß verbergen: „aber niemand legte Hand an ihn“ (Joh. 7, 30). Sie wollten ihn greifen und vom Berge herabfürzen „aber er ging mitten durch sie hinweg“ (Luc. 4, 30) — und sie wagten es nicht!

Auch sein Zorn über die Feinde seiner Lehre ist gewaltig und paßt wenig zu dem üblichen Bilde des „Opferlammes“. Wie redet er die Pharisäer an, die angesehensten Leute unter den Juden? „Ihr Narren . . .“, „Ihr Heuchler . . .“, „Ihr seid von dem Vater, dem Teufel . . . derselbe ist ein Mörder von Anbeginn . . . ein Lügner und ein Vater der Lügen“ (Joh. 8, 44). „Ihr Schlangen und Ottergezüchte.“

Als er die Händler im Tempel sitzen sieht, da wallt ihm das Blut, da fährt er unter sie in heiligem Zorn „er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus und verschüttete den Wechslern das Geld und stieß die Tische um . . .“ (Joh. 2, 15).

Ganz anders erscheint er, wenn es sich um seine eigene Person handelt: erfüllt von seinem göttlichen Beruf, ist er zu stolz, um sich vor seinen Anklägern bis zu einer persönlichen Rechtfertigung, einem „Herausreden“ zu demütigen; „und da er verklagt ward von den Hohenpriestern und Ältesten, antwortete er nichts . . . und er antwortete ihm nicht ein Wort, also daß sich auch der Landpfleger verwunderte“ (Matth. 27, 12).

Er wußte es wohl, seine Lehre konnte ohne Kampf nicht angenommen werden; er wußte, daß er sein Leben einsetzte, aber die Idee allein sollte siegen. Ein geistiger Kampf soll es sein, darum verschmäht er es, sich mit dem Schwert zu verteidigen zu lassen: „Stecke dein Schwert ein. Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?“ (Joh. 18, 11). Er verbirgt sich nicht vor seinen Verfolgern, sondern er geht ihnen entgegen und läßt sich zum Tode führen: er ist auch im Tode der Sieger, der Held. Es ist allerdings ein großer Unterschied zwischen den Heldengestalten, wie wir sie aus den Sagen kennen, und der Heldengestalt Christi. Die dort

handelten für sich und in Zuversicht auf ihre eigene Stärke. Die Kraft Christi ist der hohe Beruf, der ihn ganz erfüllt und den er vom Vater empfangen hat. Nie tritt er für seine eigene Person ein: „So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr“ (Joh. 5, 31). „Ich nehme nicht Ehre von den Menschen“ (Joh. 5, 41). Er weiß sich eins mit seiner Mission und mit dem Vater: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (Joh. 11, 25). „Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10, 30).

In dem Bewußtsein, daß „das Werk höher ist als der Meister“ trägt er seine Idee unter die Menschen, und davon können ihn weder Drohung noch Witten, noch Mißhandlungen abbringen — selbst der Tod nicht. Seine Botschaft ist die Liebe, er bringt den Menschen die Erlösung; er „dient“ Gott und den Menschen als Werkzeug der Versöhnung: „des Menschen Sohn ist gekommen . . . daß er diene und gebe sein Leben für viele“ (Marc. 10, 45). Ohne Zaudern geht er für die Idee dem Tode entgegen und beweist mit der Tat, daß der Geist eine Kraft ist, die stärker ist als das Leben. Das sagt er auch seinen Nachfolgern: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren . . . wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden“ (Matth. 16, 25). „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib wohl töten können und die Seele nicht mögen töten“ (Matth. 10, 28). Das körperliche Leben ist des ewigen Lebens nicht wert und sein Zorn gilt nur den Gegnern seiner Lehre, nicht aber seinen persönlichen Feinden und Henkern: „segnet, die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen“ (Matth. 5, 44). Ja, selbst am Kreuze kann er sprechen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Luc. 23, 34). Das ist der vollkommene Sieg des Geistes über das Fleisch. Der Tod ist überwunden: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getroßt, ich habe die Welt überwunden“ (Joh. 16, 33). Und nur so, im Sinne höchster geistiger Überlegenheit, kann sein Duldertum in körperlichen Dingen und seine persönliche Bescheidenheit verstanden werden.

Er spricht wohl: „ich bin sanftmütig und von Herzen demütig“ (Matth. 11, 29), es darf aber nicht vergessen werden, daß er auch das andere Wort gesagt hat: „Ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen“ (Matth. 7, 6). Er wendet sich liebevoll an die, die er würdig seiner Lehre hält; er wendet sich stolz von den Unwürdigen und mit Zorn gegen die Feinde seiner Botschaft.

Immer und überall ist er Wille und Tat.



Otto von Kurfell

Kreuzigung

Kopflezeichnung

Nur die mächtige, reine Persönlichkeit Christi konnte der Träger einer geistig so vollständig umwälzenden Ideenwelt sein. Ein Volk, seit Jahrhunderten in materialistischer Denkungsart aufgewachsen; eine Priesterschaft, die mit fanatischer Grausamkeit alles ihr Feindliche auszuroffen bereit war, sollten die unerhört neue geistige Saat Christi aufnehmen? Sie war unerhört neu und wurde nicht verstanden, wie sie auch heute nicht verstanden werden kann, solange in der Kirche und in der Schule das Alte und

das Neue Testament nebeneinander bestehen werden.

Die Gottesjohnschaft Christi mußte als Gotteslästerung abgelehnt und verfolgt werden, denn das Alte Testament kannte die Menschen nur als Knechte eines erbarmungslos grausamen, rachsüchtigen (und doch wieder verschiedenen Wechseln unterworfenen) Gottes.

Christus selbst aber gibt uns die Erklärung seiner Gotteskindschaft:

„Stehet es nicht geschrieben in eurem Gesetz:

ich habe gesagt, ihr seid Götter? So Er die Götter nennet, zu welchen das Wort Gottes geschah . . . sprechet ihr denn zu dem, den der Vater heiliget und in die Welt gesandt hat: du lästerst Gott; darum daß ich gesagt habe: Ich bin Gottes Sohn“ (Joh. 10, 34).

Er sagt es: alle alle Menschen sind Kinder Gottes, sie haben alle einen Vater; darum sind alle, die ihn bekennen, untereinander Brüder („heiliger Vater erhalte sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleich wie wir“ [Joh. 17, 11]). Christus vor allen andern kann sich Gottes Sohn nennen, denn er ist es, der Ihn am reinsten erkannt und am furchtlosesten bekannt hat.

Sein Tod allein, ohne seine Botschaft, wäre keine Erlösung; ebensowenig wie der Tod aller Märtyrer die Erlösung von den Sünden irgend eines andern Menschen bedeuten konnte. Seine Wunder allein machen ihn nicht zum Heiland, wie auch die Wundertäter, von denen vor und

nach ihm berichtet wird, uns keinen Heiland gebracht haben.

Seine Lehre aber von unserer Gottesgemeinschaft, von der Liebe zwischen Schöpfer und Schöpfung, von dem ungeheuren Befehl unseres Gewissens, von dem Siege des Geistes über das Fleisch

— diese Lehre, die Er als einziger Mensch gelebt und mit dem Tode besiegelt hat, sie hat verbunden mit der reinen, wahrhaft göttlichen Persönlichkeit — Christus zu unserem Erlöser und Heiland erhoben. — So steht die Christusgestalt der Evangelien vor uns: voller Liebe und Sanftmut zu den Menschen, seinen Brüdern, denen



Titto von Kurell

Estnische Mühle

Kaltnadelradierung

sein ganzes Wirken geweiht war; klug, schlagfertig und kühn im Vertreten seiner Idee; stark im Bewußtsein seiner göttlichen Sendung; furchtbar gegen die Feinde seiner Heilsbotschaft und furchtlos bis zum Tode — eine herrliche Heldengestalt, wie sie kein Mythos, kein Dichter reiner, stolzer und mächtiger hat schaffen können:

„ein Feuer auf Erden“.

Arndt und Schenkendorf

Von Wilhelm Kosch

Nach einem tiefen Fall erhob sich 1813 das deutsche Volk zu einer bestreidenden Tat. Während die Fürsten damals, jeder eifersüchtig auf die Wahrung und Mehrung seiner Hausmacht bedacht, gemeinsam mit dem verweilten Hochadel und kurzichtigen Bürokraten den Zusammenbruch verschuldet hatten, der auf den napoleonischen Schlachtfeldern seinen blutigen Niederschlag erfuhr und in der zersükkelten vom Deutschen Reich glücklich befreiten Landkarte seinen sichtbaren Ausdruck fand, erwachte die Seele der Nation in ihren besten und edelsten Gliedern. Weder die Großen der Oberschicht, noch die enterbte Masse des zu jener Zeit übrigens erst langsam und nur in den volk-

reichsten Gebieten emporwachsenden Proletariats trafen als Träger der neuen Bewegung ans Tageslicht, sondern wie immer in den Tagen eines Aufschwungs der gute und beste Mittelstand, der kleine Landedelmann, der schlichte Bürger, der einfache Bauer, die Klasse derjenigen, die mäßigen Besitz oder doch wenigstens leidliches Dasein mit Bildung und Einsicht vereinigten.

Die Offiziere und Studenten, die Bürgersöhne und Bauernknechte, die dem zündenden Aufruf des Preußenkönigs folgten, wußten, warum sie es taten. Da gab es keinen erzwungenen Eid, keinen Streber und keinen Verräter. Was die Dichter der deutschen Freiheitskriege

aus sprachen, wurzelte tief im Herzen des gesamten Volkes. Bezeichnender als die meisten andern hoben sich zwei aus dem vollen Chor hervor, der männlich ernste, eckige, rauhe, selbst auf den Polkerten nicht immer verzichtende, bibelfeste und luthertreue Bauerssohn aus Rügen Ernst Moritz Arndt, und daneben der weiche, rührende, nicht minder begeisternde, Katholiken und Protestanten miteinander versöhnende ostpreussische Edelmann Max von Schenkendorf.

I. Arndt.

Die Insel Rügen gehört zu den reizvollsten Gegenden Deutschlands. Berg und Tal, Wald und Feld, Wasser und Land, sonniger Himmel und grauer Nebel, aus dem die Lichter kleiner ehrwürdiger Städte und steinalter Dörfer hervorlugen, wechseln in bunter Schönheit. Zahlreiche geschichtliche und vorgegeschichtliche Denkmäler beleben seit je die blühende Phantasie der ursprünglich rügischem Blut entsprossenen, später mit slawischen Elementen vermischten, leicht erregbaren, starkmütigen und doch wieder kindlich gemütvollen Bewohner. So wurde Rügen zum sagenumwobenen Eiland der Ostsee. Und es ist eigentlich merkwürdig, daß ihm erst spät, im 18. Jahrhundert, der bedeutende Dichter und Volksmann entstand, der seines landschaftlich-stammheitlichen Wesens Licht- und Schattenseiten in gesteigerter Fülle verkörpern sollte. Denn der am zweiten Weihnachtsfeiertag 1769 auf dem Pachthof zu Schoritz geborene Arndt hieb zeitlebens gern über die Stränge; in seinem völkischen Haß und in seiner konfessionellen Schärfe paarte sich teutonischer Zorn mit Luthertischer Spottlust — und dabei konnte der feurige handfeste schreiblustige Recke mit den blitzenden Augen weinen und jubeln und jauchzen einem Kinde gleich, dem die Tränen in den Augen stehen, wenn eine augenblickliche Gemütswallung von seinem Herzen Besitz ergreift.

Rügen und Pommern gehörten damals zum Königreich Schweden. Ob jedoch, wie die Familienüberlieferung meldet, das Geschlecht der Arndt nationalschwedischen Ursprungs ist, steht keineswegs fest. Jedenfalls waren die Großeltern beiderseits auf Rügen ansässige Landleute, soweit wohlhabend, daß sie ihren Kindern eine gute Erziehung geben konnten. Auch der Enkel Ernst Moritz verlebte als richtiges Bauernkind seine erste Jugend in dörflicher Abgeschlossenheit, in der freien Natur von Wiese, Hain und Feld am Strande des Meeres. Ihm Hinrich, eine

urgermanische Patriarchengestalt, ergänzte durch seine Berichte aus der nordischen Sagenwelt, von den Heldentaten eines Gustav Adolf und Karl XII., was die üppig wuchernde Phantasie des hellhörigen Knaben von den Elfen und Nixen wie von den alten Steinen der geheimnisvollen Heimatsinsel zu vernehmen meinte. Bibel, Chroniken, Märchenbücher bildeten seine erste literarische Kost. Das Volksbuch von der „Schönen Magelone“, die zeitgenössischen Modeschriftsteller Richardson, Miller, aber auch Stolberg, Matthiessen, ja selbst Goethe und Schiller trafen alsbald in seinen Gesichtskreis. Die frühesten eigenen dichterischen Versuche, ohne bestimmte Eigenart, bewegten sich in den Geleisen seiner Vorbilder.

Auf dem Gymnasium Stralsund riß er einmal aus, eine Probe seines ungebürdigen Wesens gebend, allein man holte ihn wieder ein, und er gab sogar dem Willen des Vaters nach, Theologie zu studieren.

1791 finden wir Arndt in Greifswald, drei Jahre später in Jena, hier bereits der Kant-Fichteschen Philosophie zugetan. Eine Fußreise durch Norddeutschland brachte ihn endlich wieder nach Hause. In der Familie des Dichter-Pastors Hofegarten, der ihm seine Kinder zur Erziehung anvertraute, sollte er gleichzeitig Anschluß an das Predigtamt erhalten. Seine Seele freilich zog es nach einem andern Schicksal und in die Ferne. Die Frucht dieses 1798 angetretenen wanderlustigen Unternehmens gelange in seinem ersten großen unter dem Einfluß Friedrich Nicolais verfaßten Werk „Reisen durch einen Teil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs“ 1801 bis 1804 an die literarische Öffentlichkeit.

Inzwischen hatte Arndt eine Dozentur an der Universität Greifswald erhalten und zwar nicht als Theologe, sondern als Historiker und Philosoph. Die Abhandlung „Ein menschliches Wort über die Freiheit der Republiken“ offenbarte seine politische Gesinnung. Das an französischem Beispiel geschulte Auge sah deutlich die Gebrechen des modernen Freistaats. Er blieb zunächst immer noch schwedischer Monarchist.

Gegen die Auswüchse des Großgrundbesitzes, gegen das Bauernlegen und andere Mißbräuche lehnte sich Arndt gleichwohl auf. Sein vielbeachteter „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, der ihm fast eine Maßregelung beschert hätte, trug dazu bei, daß die Befreiung des Bauernstandes in beiden Ländern bald hernach durchgeführt wurde.

Damit war für Arndt ein neues lockendes Arbeitsfeld, das der Publizistik erschlossen. Mit der ihm innewohnenden Leidenschaft stürzte er sich nunmehr aufs Ganze. Er war kein Stubengelehrter, auch ein kleines Teilgebiet öffentlicher Betätigung hätte ihm nicht genügt. Die Welt allein war ihm gerade groß genug.

Dem alles zerfressenden Rationalismus seiner Zeit sagte Arndt Ursehde an. Friedrich dem Großen, dem Zerstörer der deutschen Einheit, stand er gleichfalls ablehnend gegenüber. Dem aufgeklärten Despotismus konnte seine volkstümlich-freiheitliche Gesinnung erst recht keine Lichtseite abgewinnen. In „Germanien und Deutschland“ sprach er dies alles entschieden aus. Arndts zur selben Zeit erschienene erste Sammlung „Gedichte“ zeigte ihn als Poeten dagegen noch ziemlich unselbständig. Den Petrarca nachgebildeten Sonetten an die frühverbliebene Gattin merkte man die markige Natur des eigenwüchsigen Prosaschriftstellers ebenso wenig an wie den übrigen in herkömmlicher klassizistischer Manier abgefaßten Versen.

Den Hauptteil des Jahres 1804 verbrachte Arndt in Schweden. Der Aufenthalt wurde für ihn wichtig. Er lernte des schwedischen Dichters Bellmann genialische Heiterkeit kennen und damit eine neue, eine andere Note als das formenstrenge Vorbild der Weimarer Größen oder das sentimentale Gesäusel der deutschen Modelyrik um die Jahrhundertwende. Seine vertraute Kenntnis von Land und Leuten verdichtete sich am Ende zu einer politisch-ethnographischen Arbeit über die Schweden. Außer einer sprachphilosophischen Schrift ließ er damals noch erscheinen eine wiederholt aufgelegte Tragödie „Der Storch und seine Familie“ voll gulmütig witziger Laune, aber in allzu gedehnter Sprache, die philosophische und belletristische Bildung der zeitgenössischen Jugend geißelnd, und „Fragmente über Menschenbildung“ (mit einer späteren Fortsetzung über weibliche Bildung), die in genauer Kenntnis der Lehren von Rousseau, Herder und Hume wider Basjedow gerichtete, an Salzmann anschoß und Pestalozzi zu ergänzen suchte.

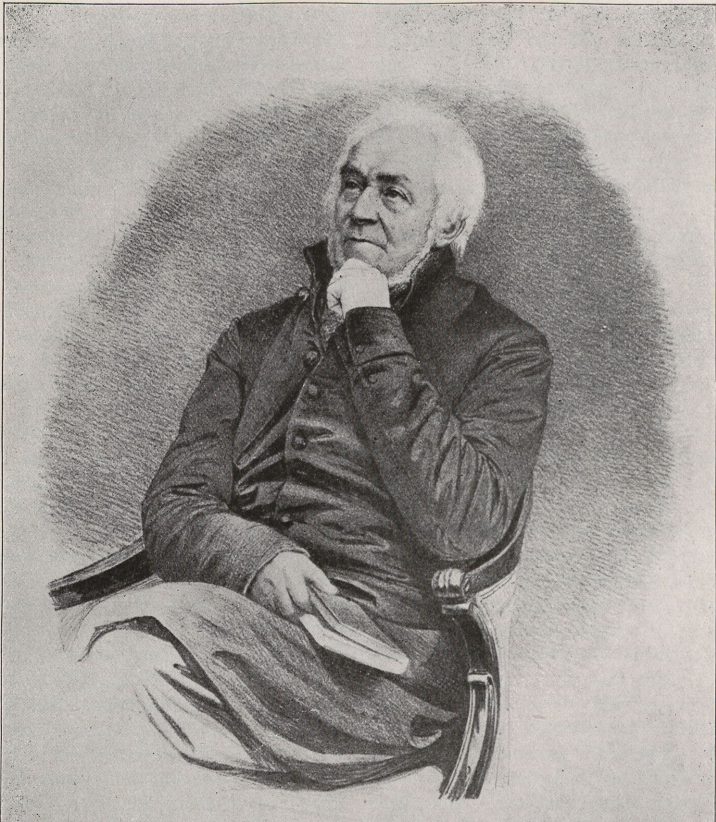
Die düstere politische Lage zwang jeden fieberblickenden zur Gewissensforschung und Einkehr. Auch Arndt litt es nicht länger, bloß von philosophisch-pädagogischer Warte zur Hebung des heranwachsenden Geschlechtes beizutragen. In einer universalen Umschau gedachte der Kühne, der Mitwelt einen Spiegel vorzuhalten, in der sie sich selbst erkennen sollte. Und so entstand

1806 der erste Band seines umfangreichen Werkes „Geist der Zeit“*). Dem entweder verrotteten oder doch kleinmütigen und entschlußlosen Geschlecht wurden darin alle Fehler und Schwächen aufgedeckt, ohne Scheu und Bedenken. Arndt wußte, daß nur der seelische Aufschwung aller Stände vom Fürsten bis zum letzten Bauernknecht das Vaterland retten und von seinem Unterdrücker befreien konnte. Die alten und die neuen Völker, ihre Verfassungen und Menschenklassen, Vergangenheit und Gegenwart unterzog er einer scharfen Musterung, dabei selbst die geniale Schöpfung Friedrichs des Großen vom gesamtdeutschen Standpunkt mit feiner unerbittlichen Kritik nicht verschonend.

Arndt betrachtete zunächst sich selbst und das nahende Anheil, das die gesamte abendländische Kultur zu vernichten droht. Zwei Kräfte bilden den Menschen, das unabänderliche in den Taten der Vergangenheit begründete Schicksal und die persönliche Willensfreiheit. Die gleichen Kräfte beherrschen das Zeitalter. Ursprünglich sind naturgemäß die Gelehrten und Künstler für die Entwicklung der Menschheit richtunggebend gewesen. Nach Abschluß der religiösen Umwälzung haben sie sich jedoch zuviel mit totem Wissensballast abgegeben und dadurch den Einfluß auf das Volk verloren. „Mag das Wissen herrlich sein, das Leben ist herrlicher; wer dies verloren hat, der kann zu keinem Menschen wiedergeboren werden.“ Die zeitgenössische Theologie und Geschichtsschreibung, Kritik und Journalistik sind verfaulend. Und wie die Kulturträger nicht mehr das bedeuten, was früher, so zeigt auch das öffentliche Leben einen argen Tiefstand. — Arndt bekämpft den Militarismus und Feudalismus, den Sozialismus kennt er noch nicht. In den staatlichen Einrichtungen erblickt er hohle Maschinerien. „So find wir schlach, arm und elend, ohne Liebe und ohne Haß, ohne Vaterland und ohne Freiheit, ohne Himmel und Erde — Erfarrung und Leerheit sind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart, und wo noch Bewegung ist, da ist doch keine Stetigkeit und Beständigkeit in ihr.“

In großartigen Geschichtsbildern entrollt nun der zweite Hauptteil des Buches das Werden und Vergehen der Griechen und Römer, die

*) Die erste Auflage des ersten Bandes „Geist der Zeit“ ist im Ausdruck viel schärfer als die zweite von 1813. Der zweite Band, 1808 in Schweden gedruckt, machte Stein auf Arndt aufmerksam, der ihn Johann 1812 zu sich nach Rußland berief. 1813 folgte bei Reimer in Berlin der dritte Band, 1818 ebendort ein vierter. Richten bereits die ersten beiden ihre Spitze wider Napoleon, so lauten im dritten die Fragen: Was wollte und was tat Bonaparte? Wie kam er nach Rußland? usw.



Dein Brief ist in der That ein
 Und wir haben die Maß der
 Die in der That der
 Das ist die Sache über die

Ernst Moritz Arndt

Ernst Moritz Arndt

Entstehung der neuen Zeit unter Führung der Deutschen, ihren und der übrigen modernen Nationen Charakter und Schicksalslauf. Über die östlichen Völker und ihre Zukunft urteilt der Verfasser wenig günstig. Viel Heil und Segen erwartet er dagegen vom skandinavischen Norden. Er kritisiert sehr scharf die bisherige Politik Preußens und Englands und kommt zum Schluß auf die Franzosen zu sprechen. Seine Sätze werden zu Peitschenhieben, je näher die Verhältnisse der Gegenwart rücken. Mit dem Ausbruch der französischen Revolution beginnt das Böse zu herrschen. Die Masse fängt an zu regieren, „jenes Ungeheuer, das immer zu viel und zu wenig Bewegung hat, das zuweilen mit hunderttausend Armen alles umwirft, zuweilen mit hunderttausend Füßen nur kriecht“. Die Revolution nennt er bezeichnend „ein gefräßiges Ungeheuer“, „welches hungrig sich selbst verschlingt, bis es im Würgen ermatet“.

Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit den Republiken, deren Verfassung Arndt für untauglich hält (denn kleine Freistaaten sind zu schwach, große aber können nicht bestehen, weil wir zu verdorben sind), dann mit den Fürsten und Edelleuten, denen er ins Gewissen redet, damit sie ihre hohen Aufgaben erfüllen.

Als der große „Emporgekommene“ wird nun Napoleon gezeigelt. Die letzten Abschnitte handeln vom jetzigen Krieg und von den Mitteln, die das Zeitalter retten können. Arndt ruft alle sittlichen Kräfte der Menschheit wach. Schonungslos entlarvt er die heuchlerischen Schlagworte von Recht und Humanität, die alle Welt im Mund führt, ohne sie zu üben. „Alles steht im Nichts, und alles strebt und arbeitet zum Nichts hin. Es fällt und stürzt und bricht alles Alt, und die Zeit hat der Einreißer, Zerstörer, Probemacher, Verwirrer, Gaukler und Despoten die Menge gesandt, die Vernichtung zu beschleunigen. . . Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramiden und Kolosse zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und Schwert tun ihr Amt, das Größte verschwindet, nur eine Unsterbliche lebt ewig, die Wahrheit! Wahrheit und Freiheit sind das reine Element des Lebens des göttlichen Menschen, durch sie ist er, ohne sie nichts. Ist nicht alles Wahn, was wir sehen und empfinden, treiben nicht die besten, befördert mit der beförnten Zeit dahin, kann der treue Wille nicht verwenden, so hat das kühnste Wort seine Veröhnung. Ich liebe die Menschen.“

Die unmittelbare Wirkung vom „Geist der Zeit“ scheint sich kaum bloß auf die Patrioten

um Kleist und Fichte beschränkt zu haben, sonst hätten die Franzosen das Buch nicht sofort auf die Liste der verbotenen Schriften gesetzt. Und noch einen Feind zog es sich zu, den preußischen Beamten-Partikularismus der vormärzlichen Zeit, der dem Verfasser die Kritik an Friedrich dem Großen jahrzehntelang nicht vorziehen konnte und ihn später zur Zeit der Demagogenverfolgung zu züchtigen suchte.

Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ erscheinen durch Arndts „Geist der Zeit“ aufs Glücklichste fortgesetzt, dem erst viele Jahrzehnte später ein ähnlich geartetes Werk zur Seite trat in Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. Aber während Herder von der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Universums ausgehend im Kosmopolitischen stecken blieb, zielte Arndt auf das Germanische, das Deutsche ab.

Immer noch setzte Arndt seine Hoffnung auf Skandinavien, immer noch glaubte er, Schweden würde wie einst zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Mitteleuropa eingreifen, immer noch sah er in Preußen kein Licht. Die Stockholmer Regierung hatte ein wohlgefälliges Auge auf ihn geworfen und wünschte, ihn bei den Reformarbeiten in Pommern zu beschäftigen. Allein die Franzosen waren ihm bereits auf den Fersen, er mußte fliehen und sogar auf die Greifswalder Professur in aller Form verzichten.

In diesen Tagen persönlicher Not gewann er Trost durch die Mystik Böhmens. Im Haus des Oberhofmarschalls Baron Munk zu Stockholm, dessen edle Gemahlin Eliza (von Arndt auch Psychidion genannt) mit ihrer frommen Seele auf den Dichter Eindruck machte, fand er sich selbst wieder. Dem rationalistisch-verwässerten Christentum seiner Jugend stellte der gereifte Mann das ahnungsvolle des Kinderherzens gegenüber, er wurde wieder gläubig und selber ein Kind im Sinne der neutestamentlichen Heilslehre.

„Was ist der Mensch ohne Schwärmerei und Liebe?“, heißt es im „Geist der Zeit“. „Ein kluges Tier, das nicht einmal mutig sterben kann wie die Tiere. Hohlköpfe und Käuze nur schelten hier und schreien über Tollheit und Mystik. Als wenn Mystik nicht immer die Lebenskraft der edelsten Naturen wäre. — Wer hohe Klarheit hat, darf tiefes Dunkel haben.“ Arndts „Reime aus einem Gebetbuch für zwei fromme Kinder“ zeigen ihn bereits völlig im Bann der blauen Blume. Wie Wackenroder und Genossen begeistert er sich in den „Fragmenten über Leben

und Kunst“ für Albrecht Dürer, nur sinkt er nicht im Petersdom auf die Knie, sondern hält an seinem Luther fest. Auch im historischen Drama und im Märchenschauspiel versucht er jetzt sein Glück. Aber weder „Scipio della torre“, noch „Die Geister im Walde“ brachten ihn zur Bühne in engere Beziehung. Er war und blieb bloß auf den Brettern des Welttheaters heimisch.

Durch die von ihm 1808 begründete, aber schon im nächsten Jahr eingegangene Monatschrift „Nordischer Kontrolleur“ trat er den zur Entscheidung drängenden politischen Ereignissen merklich näher. Sein Plan ging dahin, alle Völker Europas so schnell sich gemeinsam wider Napoleon erheben. Es sollte keine Souveräne mehr geben außer dem einzigen Kaiser, keinen Oberfeldhern außer dem Erzherzog Karl von Osterreich. Wie viele andere Landsleute aus dem deutschen Norden erwartete auch Arndt alles Heil von Wien, der alten Hauptstadt des alten Reiches. Was wäre aus dem Donaufstaat entstanden, hätte er Männer wie Arndt und Fichte angezogen, Brentano und Eichendorff, die sich vorübergehend hier aufhielten, dauernd festgehalten, Soldaten wie den einer österreichischen Familie entsprossenen Sneyenau das Werk der allgemeinen Volksbewaffnung durchzuführen lassen. Es geschah jedoch nichts. Die josephinisch gesinnte allmächtige Bürokratie widersetzte sich jeder volkstümlichen Regung. Die Siegesfanfaren der Schlacht bei Aspern waren schnell verstummt. Und so wandte sich Arndt nach Berlin. Die große Wandlung in seinem Innern begann.

In der preussischen Hauptstadt regte sich damals ein neuer Geist, der Geist der Zeit, den der slüchtig gewordene Greifswalder Professor mißheraufbeschworen hatte, der deutsche Geist, den Deutschland brauchte. Fichte hielt hier seine flammenden „Reden an die deutsche Nation“, Schleiermacher entfaltete eine religiös-politische Wirkksamkeit, Jahn schuf das Turnwesen, selbst die Verwaltung des Staates erfuhr eine einschneidende Reform.

Von Berlin wandte sich Arndt neugestärkten Mutes neuerdings der Heimat zu. Die Universität Greifswald eroffnete ihm die Möglichkeit, seine Vorlesungen wieder aufzunehmen. Daneben schrieb er eifrig ein Buch nach dem andern, über den Bauernstand, über weibliche Erziehung, Schwedische Geschichte u. a. m., auch eine zweite Fassung der „Gedichte“ entstand, in denen der künftige Freiheitsdichter freilich kaum

irgendwie sich bemerkbar machte. Der Boden war noch in keiner Weise genügend vorbereitet, in Greifswald am allerwenigsten. Und so nahm Arndt abermals Abschied.

Während Napoleon zum Entscheidungskampf mit Rußland alle Vorkerbrungen traf, gestaltete sich Preußens Lage immer bedrohlicher. Berlin hielt zwar erzwungenermaßen an dem französischen Bündnis fest, doch an der Seine traute man den Preußen nicht. Gewitterschwule lastete bleiern auf den Gemütern.

Arndt traf im Frühjahr 1812 in Breslau ein. Eine Schar gleichgesinnter Männer (Scharnhorst, Steffens, Manjo u. a.) begrüßte ihn freudig. „Phantasien für ein künftiges Deutschland“ fanden ihren schriftlichen Niederschlag, „Ansichten und Ausichten der deutschen Geschichte“ wurden hitzig erörtert. Fieberhaft lauteten die Patrioten nach dem Osten, wo inzwischen der Freiherr vom Stein und deutsche Legionäre unter dem Schutze des russischen Kaisers neue Pläne zur Befreiung des Vaterlandes schmiedeten.

Ein paar Monate später war Arndt in St. Petersburg. Stein nahm ihn als Privatsekretär in seine Dienste. Der publizistische Kampf gegen Napoleon konnte beginnen. In Vers und Prosa, in Flugblättern und Büchern, in Manifesten und Episteln weckte der treue Eckart sein Volk. Moskau brannte; Arndts „Glocke in drei Zügen“ rief zum Sturm. Die große Armee trat den Rückzug an; Arndt gab den „Kathedismus für deutsche Soldaten“ heraus. Der preussische General York schloß in der Mühle zu Tauroggen den Bund mit Rußland; Arndt ließ den „Aufruf an die Preußen“ folgen, der Steins Namen trug. Lerchen gleich wirbelten seine Lieder durch die Lüfte in alle Lande, soweit die deutsche Junge klang. Trompeten konnten nicht heller schmeckern. Stein als Staatsmann, Arndt als Volksmann, jeder auf seinem Platze, blieben unzertrennlich beisammen. Immer vertrauensvoller schloß der Diplomat dem Dichter sein Herz auf, immer näher zog es diesen zu jenem.

Der König von Preußen Friedrich Wilhelm III. erließ den berihmten „Aufruf an mein Volk“; Arndt war ihm nach „Steins Sinn und Befehl“ mit der Schrift „Was bedeutet Landsturm und Landwehr“ zuvorgekommen.

Dabei erlag der feurige Charakter keinem Rausche der Leidenschaft. Auch die Königsberger Liebesromantik, der innige Verkehr mit der Frau eines Freundes (Johanna Mothorby) konnte für Arndt nur eine Gefahr, aber nicht

mehr bedeuten. Tapfer wies er schließlich die Geliebte „auf die Pflicht“ hin und entsagte als „deutscher Mann“. Die Woge des Schicksals rollte weiter.

Als Mitglied der Regierung für die befreiten deutschen Länder gelangte der Nimmernübe auch nach Dresden, wo er bei Körners Vater wohnte. Hier sah er Niebuhr und Goethe, dessen gleichmütige Kühle ihn freilich bitter schmerzte.

Von Dresden ging es in stetem Wechsel von einem Ort zum andern. Der Pegasus trabte mit. Und während die vereinigten Heere Napoleon aufs Haupt schlugen, erblühte im Wettbewerf zwischen Arndt, dem reinen Mann, Körner, dem reinen Jüngling, und Schenkendorf, der beides zugleich war, die schönste Kriegspoese aller Völker und Zeiten.

Die 1813 veröffentlichte Sammlung „Lieder für Deutsche“ enthält bereits fast alles, was Arndts volkstümlichen Dichterruhm begründen sollte. („Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ — „Es zog aus Berlin ein tapferer Held“ — „Deutsches Herz verzage nicht“ — „Was ist des Deutschen Vaterland“ u. a.) Das berühmteste, „des Deutschen Vaterland“ rührte der Idee nach von seinem Freunde Geßler her und brach sich erst allmählich Bahn. Als einer der Ersten huldigte ihm der katholisch gewordene Graf Stolberg in einem Antwort-Gedicht. Zur Zeit der Demagogenerfolgung wurde es ein Lieblingslied der deutschen Burfchenschaft und im späten Vormärz endlich flog es, durch die Gefangereine verbreitet, auch in weiteren Kreifen von Mund zu Mund. 1848 begrüßten die markigen Verse den zum Abgeordneten gewählten Sänger im Frankfurter Parlament. Seit den Volksliedern von der Paviafchlacht gab es keine vaterländische Lyrik mehr, die sich mit der eines Arndt hätte messen können. Und schönere Denkmäler für Schill und Scharnhorst, Chafot und Blücher, Stein und Gneifenau waren auch nicht auszudenken, als Arndts Muse sie diesen feste.

Von den vielen agitatorifchen, programmatischen und organisatorifchen Schriften aus seiner fruchtbarsten Schaffenszeit erwarb wohl die größte Bedeutung und Anerkennung „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ (1813). Sie wurde zum Kampfruf der neuen Zeit. Neben der wichtigften Naturgrenze, der Sprache, läßt Arndt nur Gebirge und Meere als Grenzen gelten, keinen Strom. Die Flüffe verbinden, doch sie trennen nicht wie die Berge. Daher muß

Deutschland das ganze Stromgebiet des Rheins besitzen. Die Forderung der Volkswirtschaft wird in diesem Fall von Geschichte und Politik unterfützt. Immer wieder haben vom Rhein aus die Franzosen Deutschland bedroht, nicht umgekehrt dieses jene. Sehr treffend und einleuchtend behandelt Arndt das Problem der deutschen Stämme und Landfchaften, indem er sie in großen Zügen charakterisiert, nicht weniger zuverlässig als ein geschulter Ethnograph. Der Verfasser redet keiner mechanifchen deutschen Volkseinheit das Wort, ebensowenig spielt er den Norden gegen den Süden aus oder umgekehrt und noch weniger will er das große Ganze in seinen Teilen abgewogen wissen. „Aber das ist wahr, daß eine gewisse Lebendigkeit, ein gewisses erfrischendes Leben, ein gewisser geistiger Atem, den ich rein germanifche Luft nennen möchte, dem deutschen Norden aus seinem Südwesten kommen muß und immer gekommen ist. Wie der Norden dies leise und unsichtbar empfangen hat, so ist von dem Norden ein anderer geistiger Lebenshauch wieder zu dem Süden hinaufgefloffen, und so hat das Ganze, was man sonst Deuffches Reich und deuffches Volk nannte, sich wechselseitig angezogen, gereizt, durchströmt und durchdrungen, ohne daß man diese große Wechselwirkung gerade in dem einzelnen immer zeigen könnte: denn alles, was unmittelbares Leben und Wirken ist, kann den Augen freilich nicht gezeigt werden. Ich setze den Norddeutschen nicht herab in Vergleichung mit dem Süddeutschen, jeder hat seine Eigentümlichkeit, jeder hat seine Tugenden und Mängel, und nur durch den freien Austausch der Deutschen von dem Nieren bis zur Schelde und von der Eider bis zum Adriatifchen Meere konnte das Ganze so bestehen, daß den übrigen Völkern erschiene, was sie als eigentümliche deutsche Art und Schöpfung achten mußten.“

In Worten voll rührender Gewalt schildert Arndt den allmählichen Verfall und Untergang Deutschlands, wenn Frankreich am Rhein herrschend bliebe, beschwört er seine Landsleute, die Tugenden der Ahnen zu erhalten und zu pflegen, feuert er sie an, wahrhaft deutsch zu sein. In Worten voll Abscheu dagegen verdammt er Humanität und Kosmopolitismus als Treulosigkeit und Verrat am eigenen Volkstum. Schließlich schlägt er die Stiftung eines Deutschen Ordens vor als einer Gesellschaft zur Förderung deutscher Frömmigkeit, Herrlichkeit und Ritterlichkeit, damit die Ideale: Freiheit, Ehre, Vaterland, Gerechtigkeit, Keuschheit, Tapferkeit und

Hingebung allen wieder eingepflanzt werden wie in den Zeiten des frühen Mittelalters. Das waren ungefähr Gedanken, wie sie die erste deutsche Burschenschaft demnächst auf ihre Fahnen schreiben sollte.

Alldeutschlands Heere zogen nach Frankreich hinein. Aufatmend begrüßten die Daheimgebliebenen das befreite Vaterland. Arndt feierte nicht. Neben seiner ausgebreiteten publizistischen Tätigkeit nach Außen vollzog sich in seinem Innern eine tiefgreifende letzte Wandlung. Der „Rheinische Merkur“ von Görres hielt an dem großdeutschen-habsburgischen Programm fest und erwartete sogar, der deutsche Protestantismus werde „lebenserfahren, reich und vor allem bescheiden“ ins katholische Vaterhaus zurückkehren, wofür die Zeichen der Zeit sprächen. Arndt hingegen, der sich im „Preussischen Correspondenten“, später „Tagesblatt der Geschichte“, ständig vernehmen ließ, hielt ganz Deutschland für das Land des Protestantismus. Der Gedanke des preussischen Kaisertums ergriff bei ihm jetzt deutlichste Gestalt.

Von einem dauernden Aufenthalt oder einer allerdings erstrebten dauernden Anstellung konnte in diesen Jahren noch immer keine Rede sein. Bald finden wir ihn in Frankfurt a. Main, bald in Berlin, bald in der Heimat, bald in den Rheinlanden. Hier gab er, „Preuße geworden mit Leib und Seele“, in den Jahren 1815 und 1816 von Köln aus eine Zeitschrift „Der Wächter“ heraus, die den Widerstand gegen die stets bedrohliche französische Vorherrschaft, Verfassungsfragen, Gegenstände der Agrar- und Kulturpolitik erörterte.

Endlich kam nach den Wünschen Arndts auch die ersehnte Universität in Bonn zustande. Fast fünfzigjährig bestieg er als neuernannter Professor der Geschichte wieder einen akademischen Lehrstuhl und begründete, nachdem er die jüngste Stiefschwester Schleiermachers geheiratet hatte, wieder ein Heim. Ein neuer Lebensabschnitt begann.

Zunächst galt es, poetische Schätze vergangener Jugendjahre in die literarische Scheune zu bringen. 1818 erschien die erste, später wiederholt aufgelegte Gesamtausgabe der „Gedichte“. Am bekanntesten waren und blieben daraus die vaterländischen Lieder. Arndts Formgewandtheit meisterte in gleicher Weise den schlichten deutschen Kinderreim, die antike Ode und Hymne, das romanische Sonett. Sein lebhafter Geist zwingt jeden Hörer oder Leser in seinen Bann, wenn er etwa im Fragestil beginnt: „Was blasen die

Trompeten?“ und den markigen Ausruf hinzufügt: „Susaren, heraus!“ Männlich, voll Tatkraft, echt preussisch in kurz hingestoßenen Sätzen erfaßt er auf den ersten Schlag ein jedes empfindliche Herz. Seine Ruf- und Fragezeichen, seine „O“ und „Ei“ und „Juchhei“ sind kaum zu zählen. Mit Vorliebe besingt er Helden des Schwertes und der Feder. Und überall merkt man den Einfluß, den „des Knaben Wunderhorn“ auf ihn ausgeübt hat. Auch in seinen mit Unrecht wenig verbreiteten Liebes- und Freundschaftsliedern, Sprüchen und Balladen. Man lausche nur der „Waldhodzeit“ mit ihrer jauchenden Melodik:

„Wann der Kuckuck singt,
wann der Kuckuck singt,
ist Hochzeit im grünen Wald,
und es tanzt und springt,
und es spielt und klingt
die Liebe mit süßer Gewalt;
die Knaben und Mädchen zu zweien,
sie wandeln im fröhlichen Maien
zum grünen, grünen Wald“

Da ist nichts erkünstelt und erdacht, sondern ursprüngliche Poesie sprudelt aus den klarsten Quellen, den Goldstaub reinen Gemütes und reicher Phantasie mit sich führend.

In tiefinnigen Jugenderinnerungen preißt Arndt die verlorene Heimat Rügen, die süße Unschuld der entschwundenen Kindheit, die Traumwelt dahingegangener Tage. Er betet mit dem Kinde. „Denn alles Schöne geworden ist durch Kinder-einsalt zu jeder Frist.“ Und: „Wer ist ein Mann? Der beten kann.“ In schalkhaften Wiegenliedern verrät sich der Humor des sonst so ernstern Dichters.

Arndts poetische Ader erfuhr auch in späteren Jahren keinen Abbruch. Im Gegenteil, als Greis schrieb er nach dem Tod seines Lieblingssohnes Willibald, der als Knabe 1835 im Rhein erkrankt, Totenklagen von einer Stimmung und Allgewalt, wie sie die gesamte Literatur außer bei Eichendorff nicht mehr aufweist. Rührend, auch wohl ungenau, aber immer ehrlich, von jeder bloßen Phrase und Pose frei ringt der Vater um Ausdruck für seinen unauslöschlichen Schmerz:

„Eine Handvoll Erde,
einen Rosenkranz,
daß erfüllet werde
treue Liebe ganz,
werf ich, süßer Knabe,
unter schwerem Ach,
letzte Liebesgabe,
deinem Schatten nach . . .“

Im urgermanischen Familiensinn, der sich bei Arndt zum Volksinn erweitert, wurzelt der stärkste Trieb seiner vaterländischen Poesie. In der Familie erblickt er bewußt oder unbewußt die große völkische Keimzelle, daher die Natürlichkeit seiner flammenden nationalen Gesinnung, die ihn am Ende alle Schranken des begrenzten Landschaftlich-Stammheitlichen durchbrechen läßt, wenn nur das Volksganze den Sieg behauptet:

„Nicht Bayern und nicht Sachsen mehr,
nicht Osterreich und nicht Preußen,
ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
wir wollen Deutsche heißen.“

Die gleiche Natürlichkeit des Empfindens bewahrt Arndts religiöse Weltanschauung vor jeglichem Nudertum. Bereits im Siebziger, fühlt er sich noch frisch genug, den Frömmelern eins auszusprechen:

„Ihr, die uns das Licht verdüffert,
schreckt die Freude blaß und bleich,
wisst, was unter Rosen flüstert,
hat auch Weg zum Himmelreich.“

Wie weiland Walthar von der Vogelweide eignet Arndt auch eine Sprüchdichtung, die durchaus deutsch stets den Nagel auf den Kopf trifft; z. B.:

„Deutscher wagst du kaum zu heißen,
möchtest nur mit Fremdem gleichen,
möchtest mit Engländern und Franzosen
bunt dir pleßen Wams und Hosen,
mit Moskowitern gar und Polen
flicken die zerrissnen Sohlen.

Schäme dich! Auch mit nackten Weinen
wage Deutsch zu sein, zu scheinen!
Schäme dich! Auch mit nackten Armen
drein mit dem deutschen Herzen, dem
warmen!

Drein mit dem vollen deutschen Herzen!
Und du magst den Hohn verschmerzen,
womit Fremde Deutsche nennen.
Doch tief muß der Hohn erst brennen,
tief im vollen deutschen Herzen,
tief mit vollen deutschen Schmerzen.
Wage nur dich zu erkennen!
Und man wird dich anders nennen.“

1818 erschienen neben Arndts „Gedichten“ auch seine „Märchen und Jugenderinnerungen“ (später um einen zweiten Mundart enthaltenden Band bereichert). Hatte man dort vom Geist Arnims und Brentanos mehr als einen Hauch verspürt, so bot hier wieder die Sammlung der Brüder Grimm in mancher Hinsicht ein Vor-

bild, wenn auch Arndt den Begriff „Märchen“ weiterfaßte, wunderbare Fabeln, Sagen und Legenden darin miteinschloß, außer heimischem deutschem Gut nicht minder gern schwedische und schottische Stoffe heranzog. „Diese Märchen“, sagt Arndt selber, „sind größtenteils in frühesten Jugend aus dem lebendigen Munde älterer Menschen von mir gewonnen und erlebt und dann durch ein gutes volles Menschenalter wieder weisererzählt worden“, also in ihrem Kern ausgesprochene Volks- und nicht Kunstmärchen. Trotz aller Einzelschönheiten und dem übertriebenen Lob Rudolf Hayms stehen sie, weil mitunter recht verstandesmäßig behandelt und verschönert stilisiert, nicht auf der Höhe seines übrigen Schaffens.

Kurz war die Freude, mit der sich der Bonner Professor seiner Lehrtätigkeit und seiner literarischen Arbeit aus ganzem Herzen und voll schönster Hoffnung hingab. Die häßliche Zeit der Demagogentriebe erbeischte auch von ihm ein persönliches Opfer bitterster Art. Auf bloße, durch keine Tatsachen gerechtfertigte Verdachtsgründe hin wurde Arndt 1819 verhaftet und im folgenden Jahre seines Amtes enthoben. Zwar zahlte die preußische Regierung den Gehalt weiter, aber alle Schöpferkraft des schwergeprüften alternden Mannes schien gelähmt. Aus den folgenden Jahrzehnten gelangen nur einige Gelegenheitschriften wie „Christliches und Türkisches“ (gegen Friedrich Schlegel und für die Griechen) 1828, „Belgien und was daran hangt“ (1834) zum Druck.

Erst nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. konnte Arndt, in Amt und Würden wieder eingesetzt, voll Genugtuung aufatmen. Nochmals bestieg er, von den Studenten umjubelt, den Lehrstuhl, nochmals ließ er seiner fruchtbaren Feder freien Spielraum. Starken Erfolg errangen die sogleich veröffentlichten warmherzigen und doch auch mancher Donnerwetter nicht entbehrenden „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ (mit der prächtigen Schilderung seiner Kindheit auf Rügen). Sie bedeuten zugleich eine Verteidigungsschrift des schmählich verfolgten Mannes und eine Verherrlichung seines größten Freundes, die er 1856 in den „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein“ weiter ausführen sollte.

Außerordentlich vielseitig gestaltete sich Arndts letzter Lebensabschnitt. Mit einem „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“, mit Bemerkungen zu Cäsar und Tacitus u. a. kleinen

Schriften suchte er seine engere Fachwissenschaft zu befruchten, obgleich er es darin nie zu eigentlichem Ansehen brachte. Landschaftliche Arbeiten wie die „Rhein- und Narwanderungen“ zeigten ihn auf dem Gebiet der Volkskunde tätig. Als politischer Schriftsteller und Parlamentarier, 1848 in fünf Wahlkreisen gewählt, bewährte er seine unnerbrauchte zündende Rhetorik. Seine Aufsätze in der Leipziger „Deutschen Zeitung“ atmen die gleiche Gesinnung, die er 1813 bis 1815 gewonnen hat.

In der Polen- und Ostjudenfrage, in der Angelegenheit Schleswig-Holsteins vertrat er den entschiedensten deutschen Standpunkt. Im Frankfurter Parlament gehörte er dem rechten Flügel der preußischen Erbkaiserpartei an. Wenn er auch die Farben des alten Reiches: Schwarz-rot-gold begrüßte, von Österreich hielt er nichts mehr, und wenn er auch die bürgerliche Freiheit hochleben ließ, von Republikanern und Kommunisten trennte ihn eine ganze Welt. Hatte der Jüngling die Leibeigenschaft bekämpft, so brachte er jetzt namentlich den Antrag ein: „den weiland reichsunmittelbaren oder herrschenden Familien ihre Familien-Fideikommisse zu erhalten“.

Hochbetagt in seinem 91. Lebensjahr, nachdem er einige Monate vorher mit seiner schönen, klaren Handschrift das ergreifende „Grablied“ („Geh' nun hin und grabt mein Grab“) noch einmal niedergeschrieben hatte, starb Arndt am 29. Januar 1860 in Bonn am Rhein, wo sich jetzt auf dem Alten Zoll sein Standbild erhebt,

während auf dem Rugard in der Heimat Rügen ein mehrstöckiger Denkmalbau seinen Ruhm verkündet. Ein Arndt-Museum in Godesberg am Rhein, gestiftet von Joseph Loevenich, verwahrt alle seine erreichbaren Handschriften und sonstige Andenken aus der Zeit der Freiheitskriege.

Nach Jahren unverdienter Vergessenheit, in denen das äußerlich mächtig gewordene neue Deutsche Reich Arndt nur von der Schuljugend bewundern ließ, lebte sein Name stärker auf, als man sich anshidete, die Erinnerung an 1813 festlich zu begehen. Und mitten im Weltkrieg, nachdem der erste Rausch patriotischer Massenbegeisterung verflogen war, suchte man mit seiner Hilfe den nationalen Geist zu beleben und zu vertiefen. Für die Tage des Niederganges war es zu spät, für die Jahre des Aufstiegs nach dem Zusammenbruch aber mag es gelten:

„Nun bist du wieder unser,
dem Volke eng verbunden,
dein Wort und Lied ist neu geboren . .
Dein Auge blickt strahlend
auf uns herab.
Und deine Hand segnet dankbar
dein deutsches Volk.
Dein Geist waltet unter uns:
Einig, stark, groß!
Wir aber lieben dich —
unsern Vater Arndt!“ *)

*) Carl Lange in der von ihm herausgegebenen „Kriegszeitung der Festung Borkum“ vom 23. September 1916 (Erste Ernst-Moritz-Arndt-Ausgabe).

Ein Meister mit vielen Gesichtern

Von Prof. Paul Burg-Schaumburg

Es war einmal! Ja, es war ein Mal ein Prinz in Norddeutschland, welcher so schöne, farbenleuchtende, freilich etwas erstarrte Gedichte machte — „wie Lampen, die durch Abakaster brennen“ — und überhaupt ein durch unendliche Seelenkämpfe abgrundtiefes Herz hatte, heimlich den Menschen, zumal armen Dichtern wohlzutun. Er hieß Prinz Emil Schönau-Carolath, ein sehr exklusiver Dichter und ist vor dreizehn Jahren gestorben. Und es war einmal ein blutjunger Schulmeister in Schlesien, welcher, verheiratet, Vater, Phantast, aus Hunger und Humor zum Versmächen gekommen war und, weil ein gewöhnlicher und weitgereifter Mann, sogar einen Verleger für seine gereimten Galgenvögel gefunden hatte. Diese Gedichte kamen

obigem Prinzen vor Augen, weil er sich stets umfah nach den jüngsten deutschen Geisteskindern, und er kaufte, las sie — kaufte verstoßen die ganze Auflage und legte sie gar heimlich tief in seine Keller des Schlosses zu Haseldorf, die verschürten Ballen mit den mehr als 900 Gedichtbändchen. Der Dichter aber triumpierte, als ihm sein Verleger verkündete: Die Auflage ist ausverkauft! Geld kriegte er aber deshalb noch nicht einen baren blanken Pfennig von seinem Verleger. Darum hat auch — wie Harun al Raschid in den Märchen — der Prinz zu Haseldorf jenem schlesischen Hungerpoeten einen saftigen Fruchtkorb geschickt, eine Kiste gebrauchter Hübner und Gänse, Wein und Importen. Der Dichter bedankte sich tiefgerührt. Der Prinz

lud ihn ein nach Hafeldorf, wo in hohen Hallen (einstmals Scheunen) Bücher über Bücher um die beiden geistreich Plaudernden standen. Und in einer Stunde des Alleinseins und ahnungsvollen Herumpürrens vom Boden zum Keller in Havelberg entdeckte unser schlesischer helläugiger Dichterschulmeister gar viele unangepackte Bücherballen. Trauernd, als wäre es sein und vieler Brüder in Apolline eigener Grabhügel, setzte er sich auf den papiernen Berg und beweinte seinen stolzen Traum und frommen Schwindel des Verlegers, tausend Einzelne Begeisterte hätten seine Gedichte gekauft.

Ahnungsvoll hat ihn der Prinz aufs Beste getröstet, indem er rief: Sie müssen hinaus aus ihrem Dorkaff, die Welt kennenlernen! Er schickte ihn mit blanken Goldstücken auf die Reise nach Amerika, Brasilien. Wie rechte da unser schlesischer Dichtersmann seine Fittiche! Aber als er wiederkam, war der an Literatur und Menschen so wunderwohlthätige Prinz an einem jähen Leiden still im Hamburger Krankenhaus gestorben.

Wie jener Schlesier heißt? Ewald Gerhard Seeliger. Ein paar Jahre später lernte ich ihn kennen. Da wurde sein Name schon viel genannt, und ein selbstbewußter breitschultriger blonder Mann trat mir in ihm entgegen. Seitdem sind wir Freunde geworden, gern habe ich die manchmal krausen Linien seines Lebens und Schaffens verfolgt und fühle mich, wenn ich heute hier über ihn einiges schreibe, weder voreingenommen noch einseitig befangen, denn vor der geradezu enormen Arbeitslust und -leistung dieses schlesischen Dichtersmannes wird jeder Respekt empfinden, mag er auch mit dieser und jener Gabe des sprühenden Seeligerischen Erzählertalentes nicht so ganz und gar einverstanden sein, denn es ist durchweg deftige Kost und taugt nicht grad für Hyperästheten oder alte Besschwestern.

Doch ehe wir von seinen Büchern schwägen, ihm selber das Wort zum Woher und Wohin! „Geboren wurde ich am 11. Oktober 1877 in dem Schulhaufe, das in der Mitte des Oberdorfes Rathau in Schlesien liegt. Mein Vater, der dort noch immer lebt und lehrt, brachte mir das ABC bei. Das Einmaleins und die andern niedern Wissenschaften versuchte man mir in der nahegelegenen Kreisstadt Brieg einzuprägen. Nachher studierte ich auf den Volksschullehrer los: die guten Gründe meiner Mutter, „festes Gehalt, unkündbare Stellung, im Alter versorgt und — die schönen Ferien!“ veranlaßten mich

dazu. Auf dem Seminar zu Steinau, auch an der Oder, bemühte ich mich einige Zeit krampfhast, die Schleier der pädagogischen Weisheit zu lüften. Aber die strenge Dame verwehrte mir eigenfönnig ihre nähere Bekanntschaft. So war ich gezwungen, mich unter den weniger spröden Töchtern des Seminarstädtchens umzusehn. Ich verliebte mich mehrere Male kurz hintereinander, doch erst bei der Siebenten begann ich Verse zu machen, was immerhin als Entschuldigung gelten darf. Warum ich 1897 nicht beim Ausgangsgramen durchfiel, wird mir wohl ewig in unheimliche Dunkelheit gehüllt bleiben. Die hohe Breslauer Regierung fand es für gut, mich in den ersten Jahren meines äußerlich sehr bewegten Berufslebens in kurzen Zwischenräumen nach verschiedenen schlesischen Dörfern als Lehrerstellvertreter zu schicken. Es waren ihrer so viele, daß ich sie gar nicht mehr zusammenzählen kann, aber sie lagen zum größten Teil auf der rechten Oderseite; und manch komischer Kauz nahm die Gelegenheit wahr, mir über den Weg zu laufen, wofür ich meiner damaligen hohen Behörde noch heute dankbar bin. In Strebißko blieb ich endlich hängen, einem Dorfe hinter dem sechsten Walde. Mit sechszwanzig Mark und ebensovielen Pfennigen monatlichem Gehalt und freier Wohnung bei Tag und Nacht verband sich die wunderbare Annehmlichkeit, sich selber beköstigen zu müssen. Als ich in dieses Dorado einzog, trug man gerade meinen Vorgänger zu Grabe. Er hatte sich ums Leben gebracht, weil ihm hier der Humor ausgegangen war. Nach dreiviertel Jahren war ich beinahe auch soweit. Da riß mich ein glücklicher Zufall aus dieser unerträglichen Enge heraus. Ich wurde als Lehrer an die deutsche Schule nach Genua berufen. Da gingen mir zum ersten Male die Augen auf. Es wirkte dieses Erlebnis so stark und übermächtig auf mich ein, daß ich Ruhe und Muße suchen mußte, das Gesehene zu sammeln und zu verarbeiten. In Hamburg fand ich sie, wohin ich im Juli 1900 übersiedelte. Im Jahre darauf erschien als Frucht dieser Sammlungen mein erstes Buch: „An der Riviera, Fresken und Arabesken.“ In demselben Jahre führte ich meine kleine Frau heim, machte mit ihr eine längere Reise nach meiner Heimat und brachte von da außer einem Jungen noch die schlesischen Geschichten „Leute vom Lande“ nach Hause. 1906 die Reise nach Madeira, Südamerika und Italien. Niederlegung meines Amtes als Lehrer, seitdem sehr freier Schriftsteller, zuerst in Wandsbeck, dann in Wedel,

1913 in Blankensee. Freundschaft mit Richard Dehmel. 1915 Matrose bei der 2. Seefliegerabteilung in Wilhelmshaven, dann bei andern Marineabteilungen als Unteroffizier bis November 1918. Abbruch der Blankenseer Zelle 1920, zwei Tage vor Dehmels Tode. Reisen in Süddeutschland und Übersiedlung nach . . . see ins Haus Avalun. Aber das sind alles Dinge, die dem Publikum gleichgültig sind oder sein sollten."

Die Bücher Seeligers, bis heute an die Fünfszig, füllen die ganze Oberreihe meines Bortes; dabei fehlen mir sogar sechs seiner Erstlinge. Betrachten wir sein Schaffen, so wird dies ein Schreiten durch drei konzentrische Kreise sein, vom Zentrum Schlesiens und Lehrerstand her durch drei Lebenstränge: Heimat — Hamburg — weite Welt! Mag auch die Genuazeit dem jungen Lehrer das Herz aufgeschlossen und die Schreibfeder entfesselt haben zu fortan nimmer rastendem Schaffen, sein Dichten und Denken wurzelt dennoch in der schlesischen Heimat. Hier spielen die „Leute vom Lande“, acht heute vergriffene und vergessene Geschichten, welche damals Beachtung bei der Kritik fanden. Gediegenheit in der Darstellung, Ursprünglichkeit

ungebrochener Bauernart rühmte man dem unbekanntem Erzähler nach. Noch sicherer trat der als Lyriker an Knappheit gewöhnte Fabulierer Seeliger in der Geschichte aus Schlesien „Der Stürmer“ auf, welche, heut ebenfalls vergessen, zu jener Jörn Wohlzeit saftigen Humor und soziales Fühlen offenbarte. Prächtige schlesische Geschichte bot dann ein Engelhornband Seeligers „Auf Tod und Leben“. Balladen in Prosa nannte das Nithack-Stahn, aber hier zeigte der Erzähler auch schon Luft zu breiterem Anlegen. Bei Reclam ist dann ein heiterer Roman aus Schlesien „Zwischen den Wäldern“ erschienen, dessen lustige Laune und kräftigen Erdhauch die

Kritiker rühmten. E. G. Seeliger war nun im Fahrwasser. Ganz und gar ein echtes Schlesiervolk sprach sein Roman „Zurück zur Scholle“ die Leser durch Fülle und Vollkraft an. Das waren doch nochmal Bauernfiguren! Adeln, Förster, Juden, Lehrer, sie treten so voll und fest vor den Leser, wie daheim der Lehrer E. G. S. sie einst gesehen und tief erlebt hatte. Dies liebevoll geschaffene Buch ist denn auch von unerblichener Eindruckskraft und lestens unter dem Titel „Das Winkelberg'sche Herz“ wieder neu aufgelegt.

Knapper, aber nicht weniger eindringlich ist Seeligers anderer, seinem lieben Freund Hermann Stehr gewidmeter Schlesiervolkroman „Das sterbende Dorf“, worin er brennenden Zeitfragen mußvoll auf den Leib rückt und sich nicht bloß erneut als ein brillanter, knapper Schilderer von Dorfcharakteren, nein auch als ein warmherziger Bodenreformer ausweist, jedem Menschen sein Gärtchen und sein Heimglück zubilligend.

Die Scheitelhöhe seines Schlesierruhms aber erklimmte E. G. Seeliger vor dem Kriege durch das (leider infolge der langen Kriegszeit fast vergessene) dreibändige schlesische Werk, welches die reife Frucht von jahrelangem, stillen



Ewald Gerhard Seeliger

Forschen und Schaffen brachte, drei parallele Längsschnitte, einen heitern, einen balladischen und einen ernsten durch die schlesische Geschichte. Noch kein Dichter in Deutschland hat seiner Heimat solch ein löhnendes Denkmal geschenkt, dauernder als Erz. (Aber heute findet sich beinahe kein schlesischer Verleger, es neu aufzulegen!) Werden und Sein der Heimatlandschaft so reiflos auszuschöpfen, so innig und unbeirrt sich dem großen Begriffe Schlesiens zu allen Zeiten hinzugeben, das vermochte auch E. G. Seeliger nur, weil der Erfolg seines Schaffens, längst fern von Schlesien, weil die Welt ihm den Ruf gestählt hatte. Man erinnere sich, daß um

jene Jahre die Scherlsche „Woche“ bei einem Balladenpreisauschreiben ihm für seinen „Gongger“ den ersten Preis erteilte, daß auch der Hamburgische Senat ihm für sein Balladenbuch „Hamburg“ Ehren erwies, von denen unten noch die Rede sei. Humor und Fleiß waren ihm bereits dokumentiert — also konnte er es wagen, in freien, derben, derbsten 17 Schwänken, 51 Balladen und 21 Historien hunderte langweilige staubige Geschichtsbücher über den Haufen zu rennen, mit blihenden Reimen, mit funkelnden Peinten überall den Nagel auf den Kopf zu treffen. Manche der Balladen habe ich nie gelesen, aber gehört von Seeligers eigenem Munde, als er sie K. S. Strobl und mir mal nachts im Leipziger Ratskeller frei vortrug. Am Nebentische saß Mag Klingler und funkelte mit seinen Auglein hinter der Brille und Weinpulle; sogar der rötlich griese Ziegenbart meckerte vor Vergnügen mit. Nur wagte der Meister nicht recht, sich zu uns heranzusetzen, weil er ewig gegen Menschen spröde war und weil auch der immer ein bißchen majestätische (nun auch leider schon hochselige) Mag Reger dabei war.

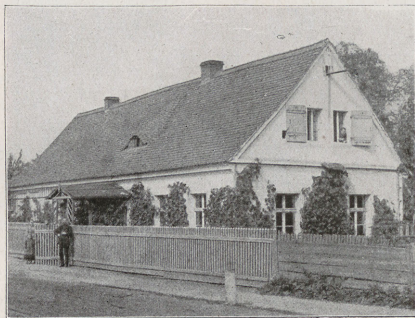
Seeligers Historien und Schwänke möchte man

jedem Schlesiern in die Hand drücken, denn hier ist ein Musterbeispiel, Heimatgeschichte zu verlebendigen durch einen gottbegnadeten Erzähler, welcher tausend taube Perücken ausbeutelt und aus den verstaubten Folianten der steifen Historiker blühende Gärten zaubert. Niemals werden auch in Schlesien die Akten über diese drei Seeligerbücher geschlossen werden, mag sonst alles von ihm vergehn und verwehn — hierin hat er sich unsferblich gemacht.

Hamburg ward Seeligers zweite Heimat. Auch ihr hat er eine Fülle Balladen und Bücher entnommen und wieder zugeeignet. Der starkmüftige Schlesiern paßte gut zu den selbstbewußten Hanseaten, und das Meerfahren lag diesem Bauernspröß von Jugend her im Blute. So ward ihm die Waterkant leicht Wahlheimat und gab ihm die Luft ein zu Büchern wie „Meerfahrt“, zu der unvergänglichen und die Jugend immer wieder fesselnden Hamburger Schiffer-

geschichte „Mandus Frizens erste Reise“, einem wirklich durch und durch herzerfrischenden Buche. Aber das schon erwähnte Balladenbuch „Hamburg“ war wohl das erste und dauernd wirksamste Erzeugnis jener Epoche Seeligers, dem zeitlich zunächst die Finkenwälder Fischer-geschichte „Nordnordwest“ gefolgt sein dürfte, denn den heiteren Nordseeroman in Briefform „Über den Waffern“ darf man wohl nur als ein idyllisches, freilich verheißungsvolles Zwischen-spiel ansprechen. Voll erklingt die neue Heimat ihrem Sänger und fabulösen Erzähler aber erst in dem Blankeneser Roman „Riffe der Liebe“, welchen ich neben „Zurück zur Scholle“ stelle.

Müßlich verlassen wir schon den zweiten Ring des Seeligerschaffens und treten in den dritten ein; die weite Welt! Schon in seinem Erstling „An der Riviera“ zeugte das 24jährige Schulmeisterlein von jenem ersten Guckindiewelt höchst talentvoll und persönlich mit 13 Fresken und Arabesken, und in seinen unpädagogischen Skizzen „Aus der Schule geplaudert“ hatte er eine junge Meisterschaft zumal in weit über alle Welten schweifender Phantasie offenbart, nun aber ward es Zeit für Seeligers stürmende



Geburtshaus von Ewald Gerhard Seeliger

Unrast, aus Hamburg weg den Flug über Welten und Meere zu wagen. Er unternahms zuerst mit vier dramatischen Spielen „Chinesen“ betitelt und entsetzt mit deren einem „Männer“ am Hamburger Thaliatheater zugleich einen verheißungsvollen Bühnenerfolg. Er wagte dann den großen Schlag und schrieb — das Thema lag um 1908 in der Luft — einen Weltroman „Der Schrecken der Völker“ (oder: Englands Freund, der Herr der Luft). Das war schlechthin ein atemberaubendes Buch, voll von Madeira, Seelust und — England, und es ist wohl bis heute der beste Lustroman geblieben, wieviele ihrer auch von uns allen geschrieben worden sind. Der deutsche Marnyat, zuerst in „Mandus Frigen“ keck bekundet, in den sechs heitern See-geschichten „Topp“ tollte er sich nun mal recht aus, daß dem Leser über diesem echten Wikingerbuche das Herz im Leibe lachte. Ein gar lustig getakeltes Segelschiff, zu dem man sich

gern zu den seltsamsten Abenteuer entführen ließ, waren auch die neun erotischen Novellen „Buntes Blut“, und dann holte der großartige Garnspinner in Blankenese zu einem Hauptschlag aus, schrieb „Das Paradies der Verbrecher“, eine wahre Sensation tropischer Phantastik, uns in eine private Verbrecherkolonie zu führen. Mittlerweile konnte man von Seeligers Büchern wohl sagen, wie einmal W. v. Molo: „Ich habe gelacht und wieder gelacht und mit Rührung gelacht.“ Oder wie das „Daheim“: „So etwas von Urwüchsigkeit, Verbeheit und nicht Tod noch Teufel fürchtendem Humor ist bald noch nicht dagewesen!“ — Aber es kam noch toller und nie dagewesener. — Allzubekannt, als daß man ein Wort darüber verlieren müßte, sind Seeligers drei Allsteinbücher „Peter Voss, der Millionen-dieb“ (dramatisiert, verfilmt, vertont, manggisiert und was weiß ich), „Der gelbe Seediab“ und „Das amerikanische Quell“. Hierneben nenne ich noch „Die weißen Indianer“ und bekenne, was ja jeder aus den überall gedrehten Seeligerfilmen weiß: er beßt seine Leser durch die ganze Welt, daß ihnen darüber der Atem, aber nie das Staunen und das Lachen ausgeht. Die Krone aber hat er diesem seinem tollen Schaffen aufgesetzt mit der „Zerstückung der Liebe“, dem scheußlichsten Pamphlet, das jemals gegen Frankreich geschrieben wurde — wie die Pariser Revue Universelle jüngst fünf Seiten lang schluchte — dem wirksamsten Nachschrei wider die „schwarze Schande“ im besetzten Gebiet, wie wir aufsamend sagen, wenn wir diesen unerschrockenksten aller Zeitromane gelesen aus der Hand legen, welcher die Saat des Hasses im Aufblühn zeigt und letztmals warnt: Franzosen, überspannt den Bogen nicht!

Den deutschen Jules Verne hat man E. G. Seeliger genannt, umschrieb aber damit sein Können doch noch nicht ganz. Er ist mehr, ist ja auch Balladen-dichter, wie wir sahen, und zudem der beste Vortragende seiner Balladen. Er ist aber auch Dramatiker. „Die Weiber von Löwenberg“ hieß sein erstes historisches Spektakulum. Unter dem holländischen Pseudonym eines Marquardt van Vriendt brachte er fünf vollsaftige holländische Komödien, denen ich — das schmeiche ich mir — sofort ihren wahren Geistesvater ansah, denn in ihm selber steckt ein gut Stück von einem Frans Hals'schen Helden, und nicht ungern kehrt er ja auch bei jenem Volke ein, das ihn aus jenem Quintessenz Dramen die „Dumme Doorkje“ zum Bühnendasein führte und ihn die Freuden der Valuta lehrte. Voriges Jahr kam

er grad von Holland mich besuchen, trug ein neues Stück in der Manteltasche, ein Trauerspiel in 5 Akten („Feind im Land“ oder die sizilianische Vesper (30. März 1282 in Palermo)). Ich sollte es vom Abend zum Morgen lesen, tat's aber nicht, weil Seeligers Bühnensücke mir Freund Seeligers einzige schwache Seite zu sein scheinen. Das ist ja immer so: auf unsere schwächste Begabung bilden wir uns am meisten ein und betreiben sie am emsigsten. Mir ist er der dramatischste Erzähler, den ich kenne, der belletristische Tausendfasser, und ich staune immer wieder, wie ein Mensch von kaum 44 Jahren bei solcher Breite und Behaglichkeit eines irdischen Seins ein derart strömender Geiser sein kann.

Neuerdings rivalisiert Seeliger mit — Boccaccio. Das kam so: Anno 14 erschien bei dem damaligen Herausgeber des Staackmannschen „Turmbahn“ (ach, wie bald ausgekrahlt!) K. H. Strobl ein Mann mit einem Pakete beschriebener Blätter: „Das deutsche Dekameron“. Erster Teil: 21 nautische Novellen „Das Meer“, zweiter Teil: 20 heroische Novellen „Die Macht“, dritter Teil: 20 erotische Novellen „Der Ring“, dann die revolutionäre Reihe von 20 Novellen „Das Heil“ und endlich die bunte Reihe „Der Strauß“. — „Donnerwetter! Die Idee ist ja allein schon ein königlich wert!“ Strobl fiel beinahe auf den Rücken. Als Verfasser stand auf dem Titelblatt: Arnold Mündlin! „Sie können ja auch sonstwelchen Namen hinschreiben, denn eben habe ich die Sachen vom Inselverlag wieder abgeholt — auf den Namen kommt es doch aber gar nicht an“, sagte Seeliger. Man legte die Last dem Herrn Verleger St. auf den Schreibtisch ins Allerheiligste und verschwand. Geprüft, bestaunt und angenommen. Nachher erwies sich E. G. S. als Verfasser und seine Novellen als das Beste, was er je geschrieben hat.

In der großen Novelle hat er sich unterweilen überall stark bewährt. 1912 brachte er mir „Frau Lenens Scheidung“ (oder Onkel Tillos Millionen), setzte sich ins Hotel und wartete getrost, wer von den fünf angefragten Verlegern das Meiste böte. Das war nachher wie ein Wetzklauen um die Millionen, die in diesem Sommerfrischenroman eine große Rolle spielten. Auf gleich lustiger Höhe bewegt sich die launige Dorfgeschichte mit dem grausigen Titel „Mar Dobberwicz, der Tankenmörder“, während die im Seeflughafen List auf Sylt Frühjahr 1917 verfaßten „Abenteuer der vielgeliebten Falsette“ in derbster Holzschnittmanier einhergehen, ein

Buch, das man am besten mit dem Titel „Starker Toback!“ etikettiert, ein urwüchsig Buch für starke Männer, denn steingeorgische und rainer-mariarilkeche Sänsflinge fallen von den ersten zwei Druckbogen mausetof um. Und wenn solche zartbesaiteten Männlein nach diesem originellsten und einfallreichsten Abenteuerroman der Gegenwart gar die echte Landsknechtkost Seeligers, „Junkers Schlörks tolle Liebesfahrt“, dies Herrenbrevier aus dem späten Mittelalter ausspürten, — beim Priap! — sie stürben augenblicks mit rückwirkender Kraft bis in ihre Windeln hinein. Manchem aber ist der Seeliger von heut, der nur derb und deßtig

kommt, der liebste. Ich dagegen glaube, seine verblüffende Anpassungsfähigkeit wird ihm in der neuen (Gebirgs-) Heimat den Stil und die staunenswerte Erfindungsgabe noch wurzelechter, urkräftiger und kernwüchziger machen, daß er uns wohl bald gar anders als der bläßliche Ganghofer daherkommen wird. Jetzt spielt er den Gärtner, pflanzt Bäumchen und wartet der Zicklein. Wir können uns noch guter Gaben von dem heut auf der Höhe seines Schaffens Stehenden gewärtigen, über den gesagt ward: So etwas von Urwüchsigkeit, Derbheit und nicht Tod noch Teufel fürchtendem Humor ist noch nicht dagewesen!

Das Wunderhafte in der Dichtung

Von Heinrich Leis

Ruhelos immer Neues erstrebend, bleibt der menschliche Geist dem Wechsel gern geneigt. So darf neben der Freude an kühler und nüchternscharfsinniger Durchforschung der umgebenden Welt doch ewig stille Sehnsucht rege sein nach einem Irrationalen, dem Verstand Unfaßbaren, nach dem Reich der Wunder und der Träume. Beide Vorstellungstypen, wohl denkbar im Empfindungskreis derselben Persönlichkeit, verhalten sich zueinander wie etwa in der Natur ein heller, alle Nachtgedanken fortleuchtender Mittag zu früh heraufziehendem und grauschleifendem Abenddämmer. Wie in der Bevorzugung der einen oder anderen Betrachtungsart die eigentümliche seelische Struktur des Einzelnen offenbar wird, so gestaltet ihr Überwiegen im Schrifttum einer bestimmten Epoche in gleicher Weise Rückschlüsse auf die gesamte geistige Verfassung jener Zeit.

Der Gebildete von heute, der mit dem Jugenderbe des Materialismus behaftet, Gespenstergeschichten liest und bei diesem Lesen die wonnig schauernde Erregung eines leisen Grauens empfindet, wird darum gewiß nicht an gespenstige und übernatürliche Kräfte glauben, deren Vorhandensein die Phantasie des Dichters — eine Stunde lang — ihm vorkäufcht. Der Glaube in diesem verstandesmäßig-äußerlichen Sinn ist schließlich auch nicht das Entscheidende zur Erreichung des gewollten künstlerischen Eindrucks. Je feinnerviger der Leser ist, desto schneller und vollkommener wird er Einfühlung gewinnen und sich in die Welt des Wunderhaften hinübertragen lassen. Er wird sein eigenes Wissen, seine kosmische Überzeugung gleichsam hinter sich

lassen und, der Einbildungskraft des Schöpfers nachspürend, durch zerklüftete Schluchten oder üppige Täler Wanderung nehmen.

Die Sehnsucht nach dem Wunderhaften ist der menschlichen Natur eingepflanzt von Ursprung an. Seit es Dichter gab, hat das Streben über den engegeschlossenen Horizont des Schauens und Wissens hinaus immer wieder zu künstlerischer Gestaltung des Traumhaft-Unwirklichen, Erhofften und Gefürchteten hinter diesem Leben angeregt. Bald zu prickelndem Reiz eines leichtbeschwingten Geistes, bald in kindhafter Gläubigkeit oder mythischem Aberglauben, zuweilen auch mit einem Schuß von Selbstverspottung: Immer aber Phantasie und Gefühl dem Verstand überordnend oder wenigstens ihm gleichstellend. Reine Fabulierfreude, ergriffenes Staunen vor gewaltig geahnten Offenbarungen sind erste Entwicklungsstufen der Dichtungsart des Wunderhaften. Bald mischen sich moralisierende Tendenzen mit hinein. Märchen, Sagen und Legenden gaben die Geschmacksrichtung für das transcendente Sehnen einer Zeit, die etwa als Kindheitsepoche der Völker zu bezeichnen ist. Da sind die Göttersagen und ältesten Mythen, da ist das tiefste und herrlichste Dichtwerk des Wunderhaften, die Bibel. Mit kindlichem Geist und Glauben erfüllt, sind die Märchen noch in Abkehr von einer als schlecht und fehlerhaft erkannten Welt unwandelbar hoffnungsfroh. Unererschütterlich bleibt ihr Wissen um die siegreiche Kraft des Guten; in dichterischer Form finden sie ausgleichende Gerechtigkeit. Licht und Schatten wird in den Märchenfiguren schroff und ohne Abtönung gegeneinandergestellt. Es

sollen ja auch nicht eigentlich Menschen gegeben werden, sondern Typen der Moral. Böses, das seiner Bestrafung nicht entgeht, Gutes, das seinen Lohn findet, mag ihn die Wirklichkeit des Alltags auch verlassen. Der Zweck schließlich Glorifizierung der edlen Tat heiligt die künstlerischen Mittel. Ganz leise erst meldet sich der Humor, lächelnd, gutmütig; wenn karikierend, doch ohne Schärfe. Jenes andere Motiv, das in der späteren Entwicklung über das Grauen zur Groteske hin ausschlaggebende Bedeutung gewinnt, ist nur eben vorgeedeutet.

Für alle Dichtung des Wunderhaften ist der Amerikaner Edgar Allan Poe Neuschöpfer. Ein düsteres Schicksal, gepackt von tragischem Erleben. Eine Phantasie von unerhört üppiger Farbenglut, gigantisches Schöpferium, an die Nachseite des Daseins gestellt. Der unerbittlich harte und zähe Geist zwingt die ihn wild umwogenden Gestalten ins Leben, um den Preis von Wahnsinn und frühem Tod. Allen seinen Nachfolgern hat er das Wesentliche der Gedanken schon vorweggenommen, heute noch wirkend mit frischester und eindringlichster Modernität. Nach ihm ist ein langer Zug von Jüngern: Da sind die Gespensterseher von Hoffmann bis Meyrink, die Schilderer erotischer oder auch kosmischer Abenteuer, die das Weltall ihrer Phantasie zu unterwerfen streben, von Jules Verne bis Scheerbarth; da ist die erotische Mystik der Russen Turgenieff (Visionen) und Gogol; selbst die nüchtern-kühle, aus logischer Folgerichtigkeit komponierte Detektivgeschichte eines Conan Doyle hat in Poe ihr kaum übertreffliches Vorbild. War der Sinn des Märchens aus der Kindheitsepoche der Völker heraus zu erklären, diese Gattungen, die von Poe weiterweisen, entsprächen (um im Bilde zu bleiben) etwa der Jünglingszeit mit Abenteuerlust und Drang in die Ferne, der Männlichkeit, beschäftigt mit dem Problem des sinnlichen und übersinnlichen Eros, des Sich-Selbsterkennens im fremden Wesen, und erster Spur des Alters mit Ahnung von Tod und Grab. Wissenschaftliche Klarheit, grüblerische Geistigkeit wird der phantastischen Fülle des Wunderhaften vereint. Die engste Verbindung von selbstbeobachtender, fast medizinisch-nüchternen Sachlichkeit mit den Elementen von Spuk und Grauen ist dem Franzosen Maupassant in den letzten Novellen seiner Krankheitszeit gelungen. So ist es eine seltsame und oft wiederkehrende Erfahrung, daß aus schwächlichem, schon zerbrechendem Körper Phantasie und Lebensgefühl des Künstlers mit

leuchtender Flamme noch einmal emporlodern. In der Literatur des Wunderhaften ist die Dichtungsform der Groteske jüngster, unechter Sproß. Auch sie, mit ihrem grimmig zerfetzenden Humor, ihrem bitteren und verächtlichen Lachen, ist vorgeedeutet bereits in Poes Werk. Zu rechter Auswirkung aber gedieh sie erst in Zerrissenheit und Wirrnis unserer Gegenwart, deren charakteristisches Spiegelbild sie zeigt. Sie rührt an letzte Möglichkeiten des Seins, sie gibt eine Welttheorie mit Umwertung aller Werte. Der arglos hinlaufende Hörer erhält einen Backenstreich, und Pierrot, die Narrenprißche schwingend, fällt mitten in das ernste Spiel. Die Groteske steht als Mittelglied zwischen Komik und Tragik, die Elemente beider in sich schließend, sie willkürlich übersteigernd, um das Gegenteil scheinbar gewollter Wirkung auszulösen. Pierrot, der Wahrheitskündiger, lacht, aber dieses Lachen verzerrt sein weißgeschminktes Gesicht zu einer Grimasse von Schmerz. Hinter der Maske überlegener Ironie ist quälerische Zerissenheit. Die Schleier sind weggezogen von letzten Geheimnissen, aber das enthüllte Antlitz der Wahrheit hat den Schauenden versteinert.

Für eine leidende und gequälte Zeit ist Sehnsucht nach dem Wunderhaften, Seltsamen und Transcendentalen naturgemäßes Ventil für ungeheure seelische Spannungen. Die heute stark offenbarte Neigung zur Mystik bedeutet durchaus keinen Zufall. Ein um Wohlstand und ertlauchte Tradition betrogenes, erschöpftes und in sich zerfallenes Volk sucht Ausgleich von erwünschtem Glück im Jenseitigen. Phantastischen Erzählern ist eine so ungeahnt große Zahl von Lesern zugefallen, daß man wohl von einem Höhepunkt der Dichtungsart des Wunderhaften in unseren Tagen sprechen kann. Gewiß ist romantisches Gefühl gerade das, was nach Mammonismus und Mechanisierung von Welt und Menschen zu Aufstieg und Verinnerlichung wieder hinleitet. Und der Dichter soll Volksbildner sein. Aus der logischen Zergliederung nach Sinn, Wesen und Wirkung der einzelnen Möglichkeiten des Wunderbaren war leicht zu entnehmen, daß die geistreich überpflügte Kunstform der Groteske nicht aufwärts führen kann, da sie aus rein negativen Werten gestützt ist. Um Gesundung und neue Lebenskraft zu gewinnen, tut es not, auf jene frühe Epoche des Märchens zurückzugreifen. Es muß nicht eben das Märchen sein in der altüberlieferten Form, denn seelische und geistige Einstellung des Modernen hat sich wesentlich geändert. Torheit allein aber

kann behaupten, das Märchen, weil aus der Jugendzeit der Völker herrührend, sei darum ausschließlich eine Dichtungsform für Kinder. Wie das Märchen sehr wohl geistige Elemente in sich aufnehmen, sich zum Symbolismus hinaufheben und auch der Kompliziertheit des In-

telektuellen genügen kann, haben vor wenigen Jahrzehnten erst wieder die heute noch zu wenig beachteten Märchendichtungen Strindbergs bewiesen. Das Märchen ist im Rahmen der Literatur des Wunderhaften Grundstein für neuen kulturellen und nationalen Aufbau.

Gedichte

Von Leo Sternberg

Seltfame Inschrift

Kam von einem Strand, den keiner kannte,
ein Stück Menschenhaut ans Land getrieben.
Was erschaute dieses Toten Auge?
Was durchwühlte dieses Fremden Seele,
bis er sich die Haut vom Leib gerissen —
Mit dem Dolche war hineingeschrieben:
„Hatte keine Harfe, es zu singen.
Hatte keinen Menschen, es zu sagen.
Hatte keinen Meißel, es zu bilden.
Und kein Buch, es einzutragen.“

Das ist der Abend

Das ist der Abend. Gold und Blut
verblaffen. Das Gewölbe ruht . .
Grauwolken bleiben, wo sie sind,
im Fluge sehn . . Ein Schauer rinnt
von ihrem Riesenschatten nur
durchs Felsenherze der Natur . .
Das Vogelstimmchen, klein und schwach,
was fragt es noch? Das Stimmchen! Ach! .

Die Goldammer

Der Goldammer gleichen wir all,
die immer ihr Lied anfängt und nicht endet.
An staubigen Sommerstraßen sitzt sie und singt.
Singt noch am Abend
immer den Anfang und immer . .
Bis aus dem Springbrunn im Garten,
der sich rauschend entfächert,
alle Sterne hervorspielen
hoch in die glitzernde Nacht . .

Es muß in einer Nacht gewesen sein,
obwohl es hell war . . Denn es legte sich
in geisterlangen Silberfeldern über
gepanzertes Vestade weißer Mondschein
und rückte längs der schmalen Uferschwelle
des Meeres auf mich zu, indessen seitlich
die wogenden Gewässer mich bedrängten:
Ich war mit Mond und Meer allein im Raum!

Ich jauchze aus läuternden Flammen

Was wissen die von Liebe, die das verehrte Bild
der Göttin zertrümmern, wenn sie nicht willfährt;
die nicht hinnehmen den Schmerz, wo sie das Gute
doch nehmen aus derselben Hand;
und leiden nicht lieber den Tod, als Makel zu
an einst Geliebtem! [wissen
Denn Liebe ist ewig, und über des Lebens
trennenden Strom
hinweg verkehren die Geister geheim
auf kristallener Brücke.
Gibt es Wunden, die weher brennen, als welche
die Liebe schlug?

Die Säulen des Himmels stürzen,
wenn angebeteter Hand meuchlings der Dolch
entfährt
— aber nicht wankt mein Herz, verblutet es auch.

Zur Heiligen steigst du mir auf,
der am Boden liegt!
Denn überschüttet mit Gold und Edelsteinen
der Liebe bin ich schuldig geworden
an tausend Enterbten, die arm in den Nebel starrn;
schuldig bin ich hinweggeschritten
über opfernde Herzen dem Irrlicht des Glückes nach
— und du, die Himmlische, du nun schleuderst mich
in die siedende Hölle des betrogenen Glaubens,
die nagendsten Schmerzen, welche die Erde kennt!
Rasen soll ich? Zerbrechen?
Ich jauchze aus läuternden Flammen:
Entfühnt! Entfühnt!
Du lehrtest mich leiden das Leid, das ich ändern
D, welche Hand ist reiner, [tat!
als die noch heiligst, wo sie schuldig ward!

Die Rettung

und drückte mich an einen Felsen schräg
und fürchtete mich sehr und wußte nicht,
weld' ein Entsetzliches nun folgen würde.
Da — sing, wie umgedrückt von meiner Angst,
der Felsen hinter mir zu wanken an,
mit weichen, schwellenden Gliedern meinen
Rücken
umbettend, und . . ich lag im Arm der Liebe!

Rundschau

Fichte in Königsberg

Von Dr. Paul Feldkeller

Der sächsische Leineweberjohn und Hauslehrer Fichte war des Hofmeisterlebens satt. In Zürich hatte er ob der verkehrten Erziehungsmethode der Eltern seiner Zöglinge diese miterziehen müssen und auch sonst Unangenehmes erfahren. Noch einmal hatte er, durch Aussicht auf Ehre und Einkünfte verlockt, es in gleicher Stellung in Warschau versucht. Jetzt gab er enttäuscht auch diese auf und kehrte zurück — aber nicht direkt in sein „Vaterland“ Sachsen. Er wählte den Umweg über Königsberg, weil ihn Professor Kant anzog, dessen „Kritik der reinen Vernunft“ ihn mächtig gefesselt hatte. Am 1. Juli 1791 traf Fichte in Königsberg ein. Wieder wurde er enttäuscht. Der Philosoph, den er am 9. besuchte, empfing den hergelaufenen Hauslehrer mit keiner übermäßigen Hochachtung. Kants Vorlesung, in der er hospitierte, fand er schläfrig.

Da schrieb er statt einer Empfehlung, die er nicht aufzuweisen hatte, in 5 Tagen eine kleine Schrift, nannte sie „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ und schickte sie an Kant, der ihn bei seinem zweiten Besuch nun mit Güte und Achtung aufnahm, seine Schrift lobte, ihn an seine Königsberger Kollegen und Freunde empfahl und an seine Mittagstafel zog. Der sieben- undsechzigjährige Weltweise hatte in dem neun- undzwanzigjährigen Schüler den verwandten Geist entdeckt! Es entwickelte sich ein angenehmer Verkehr mit den Königsberger akademischen Kreisen. Aber Fichte besaß nicht die Mittel, in Königsberg zu bleiben, noch auch nach Hause zu gehen.

In dieser Not schrieb er, da er den Mut zu einer mündlichen Unterredung nicht fand, am 1. September an Kant um ein Darlehen. Man muß diesen Brief, dieses einzigartige Dokument einer seltsamen Mischung aus menschlichster Gedrücktheit, Offenheit, Grundfaktreue, jugendlich seinem Ehrgefühl und trotz allem echt philosophischer Gelassenheit selbst nachlesen (in „Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel“, herausgegeben von J. S. Fichte, Sulzbach 1830, oder neuerdings in „Fichtes Briefe“, ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bergmann, Insel-Verlag 1919). Er bekennt darin, nur „noch zwei Dukaten“ zu haben, „und selbst diese sind nicht mein“, weil er Schulden hat. Er verpfändet seine Ehre für die pünktliche Rückzahlung des erbetenen Darlehens. Kant möge aus seiner ihm vorgelegten philosophischen Erstschrift ersehen, ob er einen Charakter besitze, dem man Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit zutrauen könne. Zwar ist ihm seine Bitte peinlich, aber sein philosophischer Verstand weiß auch sie mit synthetischer Kraft seinem Gedankenpfeile

einzuflügen. Denn er gesteht, daß es sein Grundsatz sei, von niemandem etwas zu erbiten, das er nicht selbst „vernünftiger Weise“ im umgekehrten Falle auch ihm gewähren könnte. Und er, Fichte, würde, wenn er von Kant nichts wüßte als bloß den Inhalt seiner Schriften, kein Bedenken tragen, ihm den gleichen Dienst zu erweisen. Ergo...! Ist das nicht köstlich?

Aber Kant tat ihm diesen Gefallen nicht. Er ließ sich an Offenherzigkeit von Fichte nicht übertreffen und bekannte, „seht bis in vierzehn Tagen“ nichts übrig zu haben. Er versorgte ihn aber mit einem Verleger für seine Schrift, mit Empfehlungen und sogar mit einer Hauslehrerstelle beim Grafen Krokow in der Nähe von Neustadt bei Danzig — der ersten, auf der Fichte sich völlig wohlfühlte, wie seine dankbaren Briefe an den Philosophen beweisen.

über Zeitschriften

Wir halten es für unsere Pflicht, in unseren Monatsheften immer wieder auf andere Zeitschriften hinzuweisen, weil wir aus eigener Erfahrung wissen, wie notwendig gegenseitiges Helfen und Mitarbeiten ist. Hier darf sich nicht der gleiche Fehler, wie im politischen Leben, zeigen, sondern wir wollen uns freuen, daß die große Reihe von Zeitschriften ein Ausdruck reger geistiger und künstlerischer Bewegung ist. Leider fehlt uns der notwendige Raum, um unsere Absicht häufiger auszuführen.

Eine vortreffliche Zeitschrift ist die von Dr. Rudolf Pechel im Verlag Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel-Berlin) herausgegebene „Deutsche Rundschau“. Mit dem Oktoberheft tritt die Zeitschrift in den 48. Jahrgang. Sie gehört zu den aufrechten, gradlinigen und im besten Sinne deutschen Zeitschriften. Die „Deutsche Rundschau“ nimmt sich in letzter Zeit besonders der Fragen über das Grenz- und Auslandsdeutschum an und gibt politische Richtlinien im großen Zusammenhang. Aber auch die kulturpolitische und literarische Seite ist vorhanden. Es würde zu weit führen, hier die Namen der Mitarbeiter — führend auf den verschiedensten Gebieten — anzugeben. Wir möchten die Verbreitung dieser Zeitschrift aufs wärmste empfehlen, zumal der Preis trotz der ständig wachsenden Druckkosten für das Einzelheft nur auf 7 Mk., Vierteljahrsabonnement 18 Mk. und das Jahresabonnement auf 70 Mk. festgesetzt ist.

Die von Wilhelm Stapel in der Hansseitschen Verlagsanstalt Hamburg herausgegebene Monatschrift „Deutsches Volkstum“ verfolgt mehr die literarische und künstlerische Richtung. Sie hat sich ihren reinen und klaren Charakter, ohne sich durch die Zeitumstände beeinflussen zu lassen, erhalten. Auch hier ist beim Wiederaufbau und bei der inneren Erneuerung an die

Stärkung des Deuschbewußtseins gedacht. Das einzelne Heft kostet 5 Mk., vierteljährlich 9 Mk.

Im Verlag von R. F. Koehler Leipzig und Berlin erscheinen die „**Grenzböfen**“. Diese Wochenchrift ist die älteste deutsche Zeitschrift für Politik, Kunst und Literatur, die im Jahre 1841 als Organ des großdeutschen Gedankens begründet wurde. Auch hier ist die nationale Richtung streng durchgeführt. Grenz- und Auslandsfragen, Beurteilung unserer Schuld am Kriege und Behandlung der Arbeiterbewegung bilden neben Literatur und Kunst den Inhalt der Hefte. Der Preis für ein Jahresabonnement ist 52 Mk., vierteljährlich 18 Mk., das Einzelheft 2 Mk. Die Schriftleitung hat seit längerer Zeit Hans von Soden fern.

Zum Schluß sei noch auf eine Zeitschrift der Jungen in der Politik aufmerksam gemacht, „**Das Gewissen**“. Diese Wochen-Zeitschrift für politische Bildung, die im dritten Jahrgang steht, hat sich einen immer größeren Freundeskreis erworben, da Herausgeber und Schriftleiter es verstanden haben, die besten Köpfe der jüngeren Generation heranzuziehen. „Das Gewissen“ gehört zu den Zeitschriften, die mit erfreulicher Frische gegen die unsauberen Elemente unserer Zeit vorgehen und alles zur Sprache bringen, was zur Erneuerung einer nationalen Volksgemeinschaft dienen kann. In diesem Zusammenhang nenne ich noch das politische Kolleg, an dessen Spitze Martin Spahn und Heinrich von Gleichen sehn. Vom 17. bis 29. Oktober findet ein erster Kursus für Studenten im Johannisstift Spandau statt. Über die Mitarbeiter und die Art der politischen Führung werden wir später berichten. Auf die Schriften der Mitarbeiter des „Gewissens“, ebenso auf die Flugblätter des „Ring“ ist hier schon verschiedentlich hingewiesen. Probenummern der Zeitschrift sind unentgeltlich durch den Verlag „Gewissen“, Berlin W. 30, Mohlftr. 22, einzufordern.

Carl Lange

tum gewesen sind: den Glauben an den Sieg des Menschen über die Welt der Erscheinungen und das Vermögen, unsere dichtenden und trachtenden Zeitgenossen zu unterscheiden nach Sein und Schein, nach Wesentlich und Nichtig, nach Zentrum und Peripherie; das Vermögen, von einer wirklichen Mitte aus Entwicklung und werdende Gegenwart zu schauen und unter großen Gesichtspunkten wieder klar und deutlich: Ja! und Nein! zu sagen.

Stefan George ist in den letzten Jahren einem größeren Kreise zugänglich und Eigentum geworden. Aber es geht ihm außerhalb seines Kreises, wie es vor ihm besonders Friedrich Nietzsche ergangen ist: er wird verwechselt. Vor allem verwechselt von Leuten, die nie einen Vers von ihm gelesen haben, sich aus lächerlichen Literaturgeschichten über ihre „orientierten“ oder sich an Außerlichkeiten stützen, wie seiner eigenartigen interpunktionsarmen kleinschreibenden Schrift, die sie oberflächlich als Manier deuteten. Es sind im Grunde keine Außerlichkeiten, sondern ihm notwendige Ausdruckformen des straffsten Willens zur letzten Einsicht, zur harten Schlichtheit und zur dichten Sachlichkeit, zur Auscheidung aller nicht für die Gestalt unbedingt notwendigen Erleichterungen und Schnörkel, Vermittlungen und Zierate, der noch seine höchsten Gedanken formt. Was Nietzsche im Ecce homo für sich tun mußte: „hör mich! denn ich bin der und der, verwechselt mich vor allem nicht!“ — das tut Gundolf für George. In einem in Ausmaß, Tiefe, Unerbittlichkeit und Prägnanz gleich einzigartigen und meisterlichen Kapitel: „Zeitalter und Aufgabe“ zieht er die Bilanz unseres in der Literatur niedergeschlagenen Lebens bis zu dem Augenblicke, da George gegen Epigonentum und Naturalismus aufstand. Bei dieser Abrechnung ist es verständlich, aber unwesentlich, daß der einen oder anderen Einzelleistung, die Stefan Georges Tat gar negativ vorbereiten half, Unrecht getan wird. Hier handelte es sich darum, die Kontinuität des ganzen, universalen, vom Menschen aus geschaffenen und gehegten geistigen Lebens — im Werk Georges zu prüfen und in ihm als bestätigt mitzuteilen. „Die Sprache ist das innerste Vollwerk des Geistes in einer Welt der Dinge, sie ist die letzte Zuflucht des Gottes im Menschen, wenn es keine durchseelte Kirche, keine öffentliche Magie und kein Geheimnis mehr gibt. Nur vom lebenshaltigen Wort her ist die Erneuerung absehender, allzu seßhaft oder allzu spilitrig gewordener Gesamtheiten möglich für den Einzelnen, der ihrer öffentlichen Stoffe und Mittel (Staat, Wirtschaft, Presse und Theater) sich nicht bedienen kann, der nichts anderes kann, als ihn sein Herz heißen. Um diese „Sprache“, um diese „Erneuerung“ handelt es sich in Leben und Werk Georges.

Ich rate dazu erst Georges Dichtungen zu lesen: Hymnen (1890), Pilgerfahrten (1891), Algalal (1892), Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten (1895), das Jahr der Seele (1897),

Gundolf: George*)

Von Robert Heinz Hengrodt

Seinen Werken „Goethe“ und „Shakespeare und der deutsche Geist“ hat Friedrich Gundolf ein neues Meißerwerk folgen lassen: *George*.

Dieses Buch ist eine Tat allerersten Ranges, die weit über das Literarische hinaus in die Wunden und Wirkungen unseres Zeitalters hineingreift und in das zerfallene, zentrifugale Spiel der heutigen kulturellen Lebenserscheinungen einen starken Halt hineinsetzt, die Mitte aufweist: George. Ich kann im Rahmen dieses Artikels nur kurz auf den ungeheuren Wert dieses Buches hinweisen, das wie kaum ein zweites die geistige Atmosphäre unserer Gegenwart reinigt und uns die großen herrlichen Tafeln und Maßstäbe gibt, die abhanden gekommen waren, vielleicht noch nie so unser Eigen-

*) Der Aufsatz ist sofort nach Erscheinen des Buches geschrieben und angenommen worden (November 1920), mußte aber wegen Raummangel bisher zurückgestellt werden.

Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod. Mit einem Vorpiel (1899), Der Siebenke Ring (1907), Der Stern des Bundes (1914), Der Krieg (1917), dazu zwölf Folgen der „Blätter für die Kunst“ (1892—1919) — und gründlich zu kennen — (sie beglücken in jeder Zeile!) — ehe man Gundolfs Werk lieft! Es ist weifsgott nicht der Sinn dieses Buches, die Zahl der schwarzen Literaten zu mehren, unterernährte produzierende Nichtproduzenten zu nähren, „literarischen Salons“ als Konversationsfüßel zu dienen und schwächende Bürger zu interessieren! Mit einer so wohlthuenden wie prophetisch-fanatichen Unerbittlichkeit grenzt Gundolf Georges Wesen und Werk zudringlichen Grenznachbarn und Fremdschaften gegenüber ab, gerade weil es darum geht, dem deutschen Volke einen neuen ewigen Orak zu hüfen!

„Sein Werk ist völlig frei von den Zerrissenheiten, Skrupeln, Zweifeln, Zerknirschungen, ohne die man sich in Deutschland seit Jahrhunderten tieferes Leben nicht mehr denken konnte, und das ist der Grund, warum man ihm solange die Leidenschaft, das Streben, das Gefühl sogar abgeschnitten und sein Dichten kalte Mache oder Schwäche genannt hat. Dieser Typus Mensch war verloren gegangen. Seinem stetig tiefen Herzen, weiten Geist und mächtigen Willen, der von sich und anderen fordert wie kein Deutscher außer Nietzsche je gefordert hat, mangeln alle die deutschen Lieblings Eigenschaften, die eben jener Zwiespalt erst zeitigte: das „Gemüt“, das wohlige oder schmerzlich-dumpe Überwölken des Zwiespalts; der „Humor“, das schillernde Spiegeln des Zwiespalts, und die „Phantastie“, das bunte Umkränzen und Beblümen des Zwiespalts. Es fehlen bei ihm alle wühlende Selbstanklagen, denn er ist da, das in ihm beschlossene Gesetz zu erfüllen, nicht zu glossieren, d. h. es zu bejammern oder zu preisen. Wo er nicht tun, leiden oder bilden kann, schweigt er. Es fehlen alle tief sinnigen Grübeleien über Unerforschliches: denn er ist da, sein gegebenes Menschtum im zugemessenen Raum auszuwirken durch Tat und Schau, und das Unerforschliche ruhig zu verehren an den Grenzen seines Wirkungsfeldes.“ Und dann diese resümierende Aussagen:

„Der G e s a m t m e n s c h hat in George allein heute seinen Dichter gefunden, unter zahllosen Schriftstellern der Menschheit, der Gesellschaft, der Persönlichkeit, oder anderer Teilfunktionen des Zeitalters.“ „In einem Zeitalter, das mit Stolz und Bewußtsein nur Zeitalter ist, verkörpert George das e w i g e Menschentum ... verkörpert ... nicht nur verkündet, sein Wort ist Fleisch und sein Fleisch Wort, deutsche Sprache, bis zum Rand gefüllt mit diesem gelebten Weltgehalt.“

Das sind Aussagen, die einem Zeitalter erst bewiesen werden mußten, das den tiefen, ruhigen Blick für stille gottschaffende und -lebende Würde und Größe verloren hat, bewiesen werden im Werk Stefan Georges. Gundolf stellt dies organisch gewachsene Werk, das dem weitaus größeren Teile unserer sogenannten Gebildeten immer noch siebenfach gesiegelt ist, in

seiner aus „Goethe“ und Shakespeare“ bekannten Art dar, große Menschen zu schauen, große Beziehungen der Entwicklung aufzudecken und auf einzelne Wegstrecken zu beziehen und diesen großen Menschen aus seinen jeweiligen Umgebungen — äußeren wie inneren — als Zentrum und Welt zu entführen. Gundolfs Buch wird erneut Freunde von Feinden scheiden und die Literatishoriker und Philosophen gegenwärtig und kommender Generationen beschäftigen. Sie werden manche seiner Ausführungen als Irrungen, Übertreibungen und Übersiefungen eingrenzen. Aber keiner wird diesen hinreichenden und durchdringenden Atem wegleugnen können, der es von der ersten bis zur letzten Seite befeelt und beherrscht. Darum wünsche ich dieses Buch zusest in die Hände der Berufsenen, die aus toten Atomen und knotigen Ballungen denselben Weg gehen wollen, den Er, George, wirklich ging, denselben Weg aus dem Heute ins Morgen, den große Menschen gehen müssen, um Walter und Vollstrecker des ewigen Willens zu werden, zum Heile der irdischen Zeit:

in die Hände und Herzen der deutschen Dichter.

Kunstkritik als Kunstpolitik der Presse

Von Paul Schulze-Berghof

Kunstpolitik ist Kunstkritik, die ins Feld der kulturellen Betätigung drängt, ist Kunstwertung und Kunstpflege im Sinne und Geiste des sozial und national aufbauenden, schöpferischen Lebens und im Dienste der Menschheitserziehung, insonderheit des deutschen Volkstums — schrieb ich schon in meinem „Neuland der Kunst und Kultur“ (Erich Muthes Verlag, Leipzig 1916). Und von diesem Standpunkte aus und in dem Bestreben, die Kunstkritik mit einem neuen, national lebendigen und tatkräftigen Geist zu erfüllen, möchte ich hier ein paar Randglossen und Fingerzeige für die journalistische Praxis geben.

Da ist zunächst die betrübliche Tatsache festzustellen, daß die Kunstkritik, insonderheit die Literaturkritik, selbst in ihrer alten vorkriegszeitlichen Form in Tagesblättern und Zeitschriften in einer kläglich verkümmerten Art und in einer ziel- und zwecklosen Weise ihr Dasein fristet, wie es nur die größte Verkennung und Mißachtung der Sache, der materialistische Sinn der Zeit und das oberflächlichste Geplätscher des „tätigen Geistes“ in den seichten Wassern der Parteipolitik und der Tagesströmung von Literatur und Kunst zeitigen können. Was für eine Abscheupfuststellung nimmt die deutsche Dichtung heute neben dem Kino in der Tagespresse ein! — Kein neuer Film, der nicht seinen Kritiker, seine Würdigung und seine Empfehlung zu gleicher Zeit in den Blättern aller Parteischaffungen findet. Wie ergeht es im Gegensatz dazu den Werken unserer Schriftsteller und Dichter und nicht etwa den geringsten? — Der niedrigste Kitzelbildfreien ist heute mehr

wert auf der Goldwage der Presse als die reichste Persönlichkeit der deutschen Dichter und Denker, als der beste dichterische Bildner deutschen Menschentums und Fürsprecher der nationalen Zukunft. — Die Sonderblätter für Literatur, Kunst und Wissenschaft fristen bei der Mehrzahl der Tagesblätter — die nur zu wenigen rühmlichen Ausnahmen erkennen wir um so mehr an — im Schatten der Beilagen für die „Film-Welt“ ein kümmerliches Dasein, wo sie noch nicht ganz verschwunden sind. Ob national oder sozialistisch, ob freisinnig oder christlich, das Verhalten ist fast durchweg gleich; hüben wie drüben ein nur zu geschäftliches Anpassen an den verderbten Zeichencharakter der Menge und das nur wirtschaftliche Tagesbedürfnis.

Wo ist der politische Wille zur sittlichen Führung der Geister durch die Kunst, zu einer zielstrebigen Zucht und Erziehung der Massen als lebendige Kulturarbeit der Tagespresse für die innere Erneuerung und Wiedergeburt des deutschen Volkes? — Ueberm Strich führen die Speerschwärmer der Innen- und Außenpolitik, der Real- und Sozialpolitik das Wort und unserm Strich die unpolitischen Schöngeister als Jügglinge der Weltliteratur und Züchter eines unfruchtbaren, geistreichelnden Kunstgeschmäcklertums.

Viele Tagesblätter haben in der jüngsten Zeit die Zahl und Art ihrer Unterhaltungs- und Sonderbeilagen erneuert und vermehrt. Kaum ein Zweig der Volkswirtschaft, der dabei nicht bedacht wurde. Auch für „Wandern und Reisen“ — „Lernen und Werden“ — „Jugend und Erziehung“ — „Spiel und Sport“ sind neue Beilagen ins Leben gerufen. Wo aber sind die Tageszeitungen, die mit gleicher Entschiedenheit und entsprechendem Weitblick für eine wahrhaft nationale Kunst- und Kulturpolitik eintreten, indem sie dafür ein Weiblatt schaffen, das ein überparteiliches Forum für die führenden Persönlichkeiten unter den deutschen Dichtern und Denkern würde, das für den „nationalen Aktivismus“ oder gut deutsch, für den geistigen und sittlichen Tatgeist der deutschen Menschheit im Volke das Strombett schürfte? —

Wiz in den Feuilletonwinkel und die Kunst-ecke unserer politischen Zeitungen und Zeitschriften ist die Revolution der Seelen noch nicht gedungen; da regt sich noch nichts von dem zielstrebigsten Willen einer nationalen Kunst- und Kulturpolitik, und die „Unpolitischen“ puscheln mit Literatur und Kunst an der Volksseele weiter, als wären nie die Wetter des Weltkrieges über unser Volk dahingezogen, als hätten Krieg und Revolution das Volksgemüt nicht für Jahrzehnte sittlich zerrütet und schöpferisch erschläffert, und als wäre der Weltbrand für immer gelöscht, wäre die große Schicksalsfrage und Weltaufgabe des deutschen Volkes bereits gelöst und müßte die große Götterdämmerungsschlacht der Geister und Völker Europas nicht erst noch auf deutschem Boden ausgekämpft werden. Und doch, doch haben wir und unsre Kinder diese eiserne Notwendigkeit und das Schwerste unsers Daseinskampfes noch vor uns. —

Es muß einmal klar und rücksichtslos herausgefragt werden: Was in unsern Tageszeitungen „unserm Strich“ durch die kunstkritische Gedankenlosigkeit der ästhetischen Unpolitischen gefündigt worden ist, macht keinen geringen Bruchteil der Schuld aus, die die sogenannte moderne Literatur und Kunst an der nationalen Zersetzung und Zermürbung der Volksseele hat. Jeder kleine Kunsttrichter als leitender oder dienender Kunstkritiker und mehr oder weniger bewußte Kunstkritiker des Tages hatte und wollte seinen persönlichen, allzu subjektiven Geschmack haben, ohne zuverlässige und führende Persönlichkeit nach seiner Verwurzelung im Volkstum und seinem Willen zum klaren, festen und höchsten deutschen Menschentum zu sein. Es fehlte und fehlt unserm Aktbetentum die ethische Bindung durch den umfassenden und höheren Geist der Volkheit und ihre sichere nationale Willensrichtung. — Damit sollen nicht die einzelnen rühmlichen Ausnahmen verkannt und abgeleugnet, sondern nur die Tatsache festgestellt werden, daß der Durchschnitt und die Masse der Blätter von ästhetischen Geistern beraten und „unserm Strich“ geführt werden, die zum größten Teil im schönen Dusef und Rausch der weflerischen, internationalen Zivilisationsstimmung national entarteten und als geistige Träger deutscher Bildung und deutschen Wesens mit ihrem kunterbunt schillernden westföflichen Kunstgeschmack und ihrer Allerweltskulturstimmung charakterlos und verderblich für das Volkstum waren und noch sind. Es kann nicht in jeder Schriftleistung ein Genie, nicht einmal eine überragende literarische und künstlerische Persönlichkeit sitzen; darum darf auch nicht jeder auf Duodezfüßtenart von ehedem seine Kunstpolitik treiben, sondern muß sich dienend dem Ganzen ein- und unterordnen. Und dafür muß ungleich mehr als bisher der nationale Kulturgeist deutscher Dichter und nicht der Zivilisationsfönn und das snobistische Geschmäcklertum internationaler Literaten wegweisend werden. Vergeistigung des Militärischen und Politischen als persönlicher Wesenszug im Sinne Goethes und Nietzsche muß den nationalen Charakter des ästhetischen Tageschriftstellers stählen und heben; denn seine Tätigkeit ist politisch nicht gering anzuschlagen, kann aber nur dadurch erhöht und den Anforderungen der Zeit gerecht werden und dem sittlichen und sozialen Soll des Geistes genügen. —

Im Gegenfatz zu der allzuföhr europäisch intellektuell gefömmten und international gerichteten vorkriegszeitlichen Kunstpolitik gilt es jetzt mit dem im Nietzschefchen Sinne „barbarischen“ Willen zur Zucht und Züchtung der Geister für alle Kunstwertung und Kunstpflege von einer ausgesprochen nationalen Kunst- und Kulturpolitik die gemeinfame Hauptachse und das lebendige ferne Hochziel aller künstlerischen Menschenbildung kunstkritisch festzulegen. Verschon das Volk mit den Bäckern und Mätkchen der rein artistischen Geister und laßt den Baumenkigel eures persönlichen Feinschmeckertums nicht allzuföhr Auslesegrundfatz eurer

kunstkritischen Tätigkeit sein! Nicht auf den Schleckerkram der erotischen Lustlinge, nicht auf soziale Sentimentalitäten „einsamer Menschen“ und auf ausschweifende Erlebnisse der Tier- und Verbrecherseele im Menschen kommt es an, sondern auf das Wohlgeratene, den neuen Adel in der menschlichen Gesellschaft, auf das, was dem Volksgemüte gesund und heilsam ist, was die Volkheit seelisch eint und stark macht. Erzähler und Führer des Volkes kann auch als Kunstschlichter nur sein, wer sich um der Volkheit willen in Zucht nehmen und sich ihr unter- und einordnen kann. „Barbaren aus der Höhe“ sollt ihr Geistigen ohne Ausnahme sein, insonderheit ihr Künstler und Kunstkritiker! — Wir können das Volk nicht von den Übeln der Zeit entwöhnen, wenn uns die Kraft der Selbstentwöhnung und Selbsterziehung abgeht. Jugendliche, der Zukunft voll Lebensfreude und Lebensschwungkraft, im tiefen Hoffen und starken Glauben zugekehrte Geister gehören dazu, um den Kunst- und Lebensgeschmack des Volkes wieder dem volkstümlich und klassisch Schönen, als der aus dem Geiste wiedergeborenen einfachen und gesunden, starken und großen Menschennatur, dem göttlichen Odem des Lebens und der Welt zuzuführen. Und das muß das eine nächste große Ziel sein: die Lebensempfindung des Einzelnen wie des Volkes von der unruhigen Oberfläche in die stille Tiefe, vom Proletariatsgeist zum neuen Adel, von der verwirrenden Menge des Geistigen zur einfachen und einheitlichen Persönlichkeit zu führen. Und der Dichter als Erzähler des Volkes im Sittlichen und Seelischen, der im Volkstum verwurzelte Dichter als Menschenbildner und Lebensgestalter nach der Zukunft hin, dessen Künstlertum der schöpferische Wille zum höheren Menschen einer sozialen Volkheit, zum nationalen Übermenschtum ist, muß von der Kunstkritik immer und überall als Herzog der geistigen Heerscharen auf den Schild erhoben werden, bis das Genie, der heimliche König kommt, der alle eint und führt. —

Scherenschnitte

Von Herbert Sackel

Im Wiesengrunde stand ich. Vor mir, kräftig gewölbt, der ackerschwere Rücken des Berges, über den die Landstraße nach O. führt. Dahinter die verschwebende Symphonie eines phantastisch blaffen Abendhimmels. Am Horizont, da, wo des Berges Rückenlinie sich in ihn hineinwölbte, war dieser Himmel von einem blaffen Graugrün mit gelbem Unterton, der nach oben zu immer kräftiger sich durchsetzte, um schließlich ganz die Oberhand zu gewinnen und in einen breiten Streifen eines weichen, tiefen Gelbs überzugehen, dem ein leiser Hauch matten Rots inne- wohnte. Dann wechselte das Spiel ins Blau- gelbe hinüber, dem sich verwachsenes Blau und ein eigenförmlich perlmutternes Silbergrau gesellten und das Ganze bekrönte ein erst im Lichtkreis des schon hoch stehenden Mondes dünnlich sich auflösender grauer Fries hinter blaugrünen Schleiern.

Die herben Konturen des Berges schnitten scharf in den gelben Streifen sich ein, die Kronen der Bäume bildeten darüber eine ununterbrochene bauförmige Girlande, die ihren kühnen Schwung in einiger Entfernung begleitete, auf Stämme gestützt, welche die Entfernung zu ganz dünnen, in regelmäßigen Abständen sich wiederholenden Strichen machte; und unter dieser Girlande bewegten sich dunkle Körper, deren Umrisse mit allen kleinen und kleinsten Einzelheiten und Schnörkelchen von dem gelben Hintergrund sich abhoben: Menschen, Tiere und Gefährte.

Das Ganze wie eine Szene aus des Grafen Pucci in zarten Linienspielen Tieffes und Größtes ausagendem Schattentheater, vor einen Hintergrund gestellt, dessen eigenartig schillernden und dennoch gedämpften, geruhfamen Aspekt würdig zu schildern, nur die phantastiebeflügelte Sprache eines Jean Paul vermöchte. So weltersfern in seiner durch nichts gestörten Harmonie, bei der nicht das kleinste Tüpfelchen anders gedacht werden konnte, als es eben war, so zart, so spielerisch fein wie — ein Scherenschnitt, den Gott sich zum Abendergnügen geschnitten und vor einen schön gemalten Fonds gesetzt. Und den er, wenn er wollte, mit einem einzigen Schnitt der gleichen Schere auch wieder zer- stören konnte . . .

Gottes Scherenschnitte? Sind wir denn in der Tat mehr, wir: Erde, Bäume, Tiere, Abendhimmel, Menschen? Wenn Gott nun einmal seines Abendergnügens müde würde, blind und zerstörend zuschneiden ließe die Schere statt planvoll und schöpferisch? Müßten wir nicht mehr noch Gottes Schere fürchten, als wie sie lieben, weil sie uns den einzigen Besitz gab und das einzige Glück, deren mit sicherem Bewußtsein wir genießen: das Leben? Fürchten? — Kann, wird sie nicht vielleicht, wenn wirklich sie dies zerstörte, neue Formen aus dem Material schneiden, schönere noch, vollkommener? Was weiß der Scherenschnitt von der Schere Aufgaben und Zielen und von den Plänen dessen, der die Schere lenkt? Nicht wissen wollen — sein, da sein, mit aller Kraft und ohne wahrwichtiges Grübeln darüber, was darnach kommen könne und werde — das ist der Weisheit letzter und bester Schluß!

Zoppoter Stadttheater

Von Willibald Mankowski

Das Zoppoter Stadttheater hat sich seinen Ruf in erster Linie dadurch erworben, daß es eine Reihe der bedeutendsten Bühnenkünstler in regelmäßigen Folgen zu Gaste lud, und es ist im verfloffenen Winter für manchen Danziger Kunstfreund bitter genug gewesen, daß er erst nach Zoppot fahren mußte, um einen großen auswärtigen Darsteller zu genießen. Aber auch das Geschick, mit dem Direktor Otto Norman zwischen Unterhaltung und Literatur zu balanzieren verstand, hat ihm rasch Freunde gewonnen. Der soeben erlebte Sommerspielplan gibt ein Bild davon, wie ein Theater, das vorwiegend die Badegäste unterhalten soll, dennoch

seine künstlerische Kurde auf achtbarer Linie halten kann.

Von den Gästen begann Ferdinand Gregori mit seiner großen, klaren Kunst als Kosmer und — seltsamerweise — als Rektor Wiedemann in Sudermanns „Glück im Winkel“. Else Heims folgte als Rose Bernd, als Trude im „Rosenmontag“, und auch sie spielte einen Reißer, und zwar einen saffigen: Sardous lange begrabene „Cyprienne“. Wer, fragt man sich nicht ohne Berechtigung, mag Else Heims, die über ein sehr großes Repertoire verfügt, auf die Idee gebracht haben, ihre Provinzabsteher zu nutzen, um gewagte Experimente zu machen, die man ihr in Berlin kaum gestatten dürfte? —

Als erste „Neuheit“ lernten wir sodann den Schläger des Berliner „Kleinen Theaters“ kennen, „Cajanova's Sohn“, in dem uns der Bühnenerfahrene Rudolf Lothar französisch kam. Das Stück, in dem so allerlei an Lascivitäten und Frivolitäten gefällig ist, verdient in denkbar weitestem Entgegenkommen für die Lüfternen ein erotisches Abenteuer, zu dessen Verbrämung zwischendurch ein ziemlich billiges Feuerwerk von Geistreichigkeiten abbrennt. Als Abendunterhaltung nach heißem Sommertag mit Seebad und Wanderung läßt sich das Paprikaschnitzel allenfalls hinnehmen. Derselben Publikum wird auch Molnars ziemlich bejahrter „Teufel“ je und je noch gefallen, bringt er doch amüsante Wortgeplänkel über Ehe, Moral, Genuß, Frauen usw. und ist zudem in rechter Aufmachung ein wirkliches Theaterstück. Das wäre auch ohne Zweifel Walter v. Molo's „Die helle Nacht“ gewesen, für die die Kraft des Zoppoter Ensembles nicht ausreicht, ja selbst die gepflegter Bühnen meist den erforderlichen Stil vermissen läßt. Alles steht hier zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Greifbarem und Scheinhafem, zwischen Nacht und Morgendämmerung. Im übrigen wird weder den beiden Ehegatten des Stückes noch dem Zuschauer diese Nacht der Dinge erhellet. Denn der Dichter selbst, den man auf Schritt und Trieff spürt, hemmt zu oft durch dicht wuchernde Gedanklichkeit auf der einen und ein Übermaß an Bericht auf der andern Seite ein Erkennen und Durchdringen dessen, was eigentlich vorgeht, mehr als er es fördert. Und so gewiß das Stück eine Dichtung ist, so sicher ist es noch kein Drama; wenn auch in höherem Maße als früheres, was wir hier von Molo sahen. — In einem köstlichen Juniabend wäre Schnitzlers „Liebele“, diese schwermütig-holde Liebesmusik, der rechte Klang gewesen, aber die Darstellung fröstelte in Schwerblütig-Norddeutschem, wo sie Luft und Blut der Weanerstadt haben muß. Neben Hartlebens traurigem „Rosenmontag“ gab es aber noch an zahlreichen Abenden zu lachen, so an zwei Abenden, an denen Richard Goltz sympathisches Talent „Die selige Erzellenz“ lebendig machte und die Schrecken der „Zwangs-Quartierung“ durchleiden mußte.

Gewährten Abende mit guter Kunst das beschämende Bild halbleerer Säle, so waren die

der Operette gewidmeten fast immer stark besucht. Freilich gab es auch ganz vorzügliche Darbietungen. Überwiegend war die gute Operette: „Zigeunerbaron“, „Fledermaus“, „Wettstudent“, „Prinzessin vom Nil“ und „Wenn Liebe erwacht“; daneben fanden aber auch die „Dollarprinzessin“, die „Tanzgräfin“ und „Die heuliche Susanne“ bei sehr sorgfältiger Behandlung viel Beifall.

Heimatfeste

Von Regierungs-Bauassessor Kurt Kuffin,
Weimar

Überall rüsten sich die Heimatvereine, nachdem sie sehen, daß für ihr Land bisher zu wenig Propaganda gemacht ist, zur Veranstaltung von Heimatfesten, um so mehr als die zu Feiertagen gewordenen Abstimmungstage immer wieder der Mit- und Nachwelt als „Taten“ vor Augen gehalten werden müssen. Der Grundgedanke kann in dieser traurigen Zeit natürlich nicht „Feiern“ sein, sondern im Gegenteil „Arbeiten“, und zwar ernstes Arbeiten daran, daß die deutschen Landstriche, die bisher — zum Glück — frei von Feind und feindlicher Bedrängnis geblieben sind, verstanden lernen, in welcher großen Not die Grenzlande durch die gierige Faust der Feinde gekommen sind. Die gegebenen Träger dieser Gedanken sind die Heimatvereine. So haben die in Weimar vorhandenen Heimatvereine — zehn an der Zahl —, die sich, um der Erreichung ihrer gemeinsamen Ziele eine größere Wucht zu geben, zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen haben, demnächst ein Trachtensfest geplant. Neben musikalischen, gesanglichen und rednerischen Vorträgen, neben Kinderpielen und Büdenbetrieb, sollten Volkstänze in den Nationalkostümen der angeschlossenen Vereine aufgeführt werden. Da trat aber sofort eine große Schwierigkeit in den Weg. Wir telegraphierten und schrieben an unsere Heimatdienste oder Zentralen, um Nationalkostüme zu erlangen, und bemühten uns auch um die Musik und die Erlernung der Tänze. Alles war nicht zu bekommen. Von den beiden letzteren konnte man letzten Endes absehen, ein einfacher Reigen zu einer bekannten Marschmusik — vielleicht dem früheren Armeemarsch eines der heimatischen Truppenteile — hätte zur Not die beabsichtigte Wirkung erzielt, nämlich die bisher im Garten verstreuten Kostüme zu einer Einheit und damit zu größerer Wirkung zusammen zu fassen. Aber nun kam der wundeste Punkt, die Kostümfrage. Zu einem Maskenverleihgeschäft zu gehen, war nicht möglich, denn das hätte einmal nicht die Kostüme in der benötigten großen Anzahl gehabt — es hätten doch mindestens 16 Paare tanzen müssen, um den Anblick wirkungsvoll zu gestalten — und dann wäre die Echtheit der Kostüme auch nicht gewährleistet gewesen. Es wäre also nichts weiter herausgekommen, als eine Faschnachtsfeier im Sommer, ein für die heutige schwere Zeit kaum angebrachter Scherz. Wir mußten also das geplante „Trachtensfest“ umtaufen in ein „Sommerfest“ und die bisher als Hauptsache gedachten Tänze

als Beilage aufzuführen lassen, die echte Kostüme hatten. Für die nächsten Jahre wollen wir aber den Gedanken des „Trachtenfestes der Grenz- und Auslandsdeutschen“ nicht aufgeben, im Gegentheil ihn noch erweitern durch einen Festzug, an dessen Spitze der Wagen der geknechteten und beraubten Germania fährt, dem die geraubten Landstriche, vertreten durch die Trachtenträger, in Einzelgruppen folgen. Zu dieser wirksamen Propaganda muß uns aber die Heimat helfen, und zwar sind die geeigneten Stellen hierfür die Heimatdienste und die Spitzenorganisationen. Es wäre vielleicht denkbar, daß diese sich nach Vorbildern aus Museen Kostüme anfertigen ließen, die sie dann an die Veranstalter solcher Propagandafeste leihweise gegen Entgelt abgeben könnten. Die erheblichen Unlagekosten würden dann sehr bald wieder einkommen und sich vielleicht noch ganz gut verzinsen. Für einen einzelnen Verein ist die Anschaffung wegen der hohen Kosten ganz undenkbar, und so würde die Idee nie zur Ausführung gelangen können, wenn sich die vorgenannten Organisationen nicht dafür einsetzen.

Eine Berliner Uraufführung von Max Worgitzki

Von Georg M. Hofmann

Die Herren de Flers und Cavaille, freundlichst akkompagniert von Potasch und Perlmutter, paradieren auf ersten Bühnen in des deutschen Reiches Hauptstadt. Da ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich deutsche Komödiendichter auf Vorstadtbühnen flüchten müssen, wo ihnen der unerbauete Instinkt einfacher Menschen einen warmen Empfang bereitet. So wurde vor bald Jahresfrist Walter v. Molos „Anfang der Menschheit“, so wurde im September dieses Jahres „Die Bürgermeisterwahl“ von dem um unser Volkstum hochverdienten Max Worgitzki im Hoftheater weit draußen im Osten Berlins auf die Welt bedeutenden Bretter gebracht.

Die Berliner Kritik nahm nur wenig Kenntnis von dieser Aufführung, und wieder muß darum die „Provinz“ für das Werk eines Dichters eintreten, das — besser gespielt und inszeniert — wohl fähig wäre, mit den oben erwähnten, betrüblichen Schlagern in Konkurrenz zu treten. Denn die Vorzüge dieser prächtigen Komödie konnten ihre Leuchtkraft trotz Verbunkelung durch schauspielerisches Mittelmaß nicht verlieren. Die frische Lebendigkeit der köstlich gesehenen Kleinstadtwelt Worgitzkis ließ über einen Längen hinweggehen, die gar zu beifam auf gewisse Ereignisse hinführten. Zudem war das Tempo der Aufführung verschleppt und ermangelte andererseits jener anheimelnden Breite, mit der der Dichter seine Menschen ausgestattet hat. Diese Baltruschats und Tribololets, diese Frau Rendant und Frau Rektor, die Kämpfe zwischen dem weiblichen und männlichen Teil der kleinstädtigen Honoratiorenwelt, die wohl jeder belächelnd liebt, sie erinnerten nicht selten an die

liebenswürdige Ironie, mit der Spitzweg den selbstsicheren Geist der Hinterwälder verewigt hat. Die in das Stück eingeflochtene Liebesidylle wirkte rein episch, und es zeugt für Worgitzkis dichterisches Vermögen, daß diese Komödie auch ohne jenes übliche Requisit von großer, vielleicht von größerer Wirkung wäre. Mit einer fröhlichen Sehnsucht im Herzen sah man den Vorhang sinken über ein Werk, das die engen Straßen und den engen Blick der Kleinstadt mit warmem Humor überfonnte und ohne alle krampfige Witzigkeit einen stillvergnügten Frohsinn weckte, wie er aus Gottfried Kellers Novellen, des prächtigen Mörike Idyllen und den Romanen Wilhelm Raabes aufschloß.

Worgitzki hat ein Bühnenwerk geschaffen, dem freundlichste Aufnahme zuteil wurde, dessen kluger Humor und innere Wärme jene behagliche Stimmung hervorzauberte, die Schauspieler und Publikum in fröhlichster Laune vereinigte. Möchte sich bald eine größere deutsche Bühne finden, die diesem kerndeutschen Lustspiel eine stärkere Resonanz sichert und mit dem prächtigen Lachen dieser ostdeutschen Menschen für Stunden die Sorgen vergessen macht, die sich jedem Deutschen ins Herz getressen haben. Daß das Verständnis für des Dichters Art in nicht geringem Maße vorhanden ist, zeigte die breite Ausgelassenheit im Theaterraum, zeigte der immer wieder einsehende Beifall und der begeisterte Ruf nach dem Autor. Worgitzki konnte für einen vollen Erfolg danken. Indessen aber macht das Berliner Theaterleben seine Fahrt ins Blau und Perlmutterchen die Kassen voll.

„Durch Lernen werden wir!“

Von C. E. Philipp

Wer die tiefgründige Wahrheit dieses Wortes erkannt und zur Grundlage seines Wirkens gemacht hat, wird zu der Erkenntnis kommen, daß jene Zeiten vorüber sind, da unsern deutschen Volke gottgeborene Lichtsucher und -bringer erstanden. Ergebnisse der Erziehung, Gewöhnung, Umgebung sind es, die sich in allem offenbaren, was sich mit nichtsagenden Schlagwörtern (Geistesmensch, Geisteskraft...) zu benennen pflegt. Deutsches Wesen, deutscher Sinn, deutscher Geist gleichen oft nicht mehr dem aus selbigem Gestein munter rieselnden Bronnen, sondern dem filtrierten Leitungswasser aus Messing-Erfaßröhren.

Wir sind mit unserm Volkstum wie mit der ruhmreichen deutschen Dichtung in Gefahr, auf tote Geleise zu gelangen; und das heißt: Rückgang! Man schaue doch nur die krankhaften Auswüchse der sogenannten modernsten Kunst an! — Doch wie hier helfen? Unmittelbar reichen weder die Kräfte des Einzelnen, noch die einer Körperschaft aus, Änderungen grundlegender Art zu schaffen; mittelbar jedoch können wir alle, die wir uns Jünger und Schüler unserer großen Meister nennen, die wir verehrend, verstehend und neuschaffend die echte Kunst mit durchleben, hier mitraten und miffaten. Aber wie und wodurch?

Alle, die durch den einseitigen Zeitgeist und seine moderne Narkotika noch nicht angekränkt sind, die vielmehr im fiesfen Innern sich gedrunken fühlen, ihnen offenbare Schätze und Gaben kleinen oder großen Wertes auf allen Gebieten deutschen Geisteslebens weiter zu geben, nicht um zu lehren, zu predigen, sondern um sich und andere zu erbauen, zu erfreuen, zu veredeln: sie alle finden sich zusammen in einer Arbeitsgemeinschaft, die mit Recht den Namen „Deutscher Bund für Volkstum und Kunst“ führt. Sie sollen dort einen Freundeskreis finden, der es ernst, bitter ernst nimmt mit den gefleckten Zielen, der im Bewußtsein des Wertes gegenseitiger Förderung alle selbstsüchtigen und allzu persönlichen Belange zurückstellt, um dadurch, und sei es auch nur in bescheidenen Grenzen, teil zu nehmen an gärtnerischer Kleinarbeit auf schöngestem Gebiete.

Es ist Neuland im wahren Sinne des Wortes; keine Abspolierung, die uns in dem Wesen dieses Bundes entgegentritt. Diese Bewegung wurde nicht gemacht, sie entstand aus sich selber; sie kam und war da. Daß der Bund ein eigenes Organ, den „Griffel“ hat, ermöglicht ihm, seine Bestrebungen in die breiteste Öffentlichkeit zu tragen und seinen Mitgliedern Gelegenheit zur praktischen Betätigung zu bieten. Der „Griffel“ dient dem deutschen Volkstum und der deutschen Kunst.

Wir können allen, die außer den „Ostdeutschen Monatsheften“ noch ein weiteres Blatt lesen wollen, sowie allen denen, die literarisch interessiert oder selber schaffend auf irgend einem Gebiete tätig sind, nur empfehlen, sich vom „Deutschen Bunde für Volkstum und Kunst“, e. V. in Leer i. D., aufklärende Schriften, Probehefte usw. kostenlos kommen zu lassen.

Deutscher Heimatbund, Danzig

[6.] Auf der großen Tagung des Deutschen Schutzbundes bei den Kärntnern in Klagenfurt lernte der Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“ Carl Lange den Lehrer **Kraß** aus **Alt-hofen** kennen, weil er ihm als Träger einer wohlklingenden Tenorstimme auffiel. Der Deutsche Schutzbund forderte Kraß auf, Deutschland zu besuchen. Und so führte ihn seine Reise auch nach **Oliva** zu **Carl Lange**. Dadurch wurde es möglich, Kraß in **Danzig** zweimal zu hören. Seine **Lieder zur Laute** sang er zunächst in der **Ortsgruppe Zoppot** am 11. August und wiederholte sie dann für die Hauptgruppe in **Danzig** am 13. August 1921, abends 8 Uhr, in der **Ober-Realschule**.

In beiden Veranstaltungen erzählte zunächst **Carl Lange**, wie sangesfroh die Kärntner sind, wie das Lied ihr Leben ganz durchdringt, und wie er schließlich in Klagenfurt den liederreichen Lehrer **Kraß** kennen lernte als einen hervorragenden Naturfänger. Dann begrüßte Kraß die Anwesenden mit dem Sängergruß, gab einen kurzen Überblick über seine Vortragsfolge und begann mit den ernstesten Liedern. Hierauf ging er zu den minnigen und innigen über und

endete schließlich mit den heiteren und scherzhaften. Die Kunst Kraßens zeigte sich in der außerordentlichen Beherrschung seiner schönen Stimme in allen Lagen, wie sie nur bei ständiger Übung erlangt werden kann. Dazu kam das innige Verwachsen zwischen Lied und Sänger. Was er sang, das spiegelte sich in seiner Gebärde, sprach aus seinen Augen. Er brachte nicht das Lied zu **Gehör**, es lebte in und durch ihn. So wurde auch ohne Ausdeutung — obgleich Kraß sie vereinzelt für notwendig hielt — trotz der Kärntner Mundart alles verständlich. Allerdings trug die klare deutliche Aussprache viel mit dazu bei.

Seine Laute handhabte Kraß in mustergültiger Weise. Stets begleitete sie den Gesang zart, zurückhaltend und doch so deutlich, daß kein Akkord verloren ging.

Von Lied zu Lied steigerte sich die Begeisterung der Zuhörer, die schließlich soweit hingriffen wurden, daß sie versuchten, den Rehtreim einiger Lieder mitzufingen, wobei sie allerdings die Beobachtung machten, daß Kärntner Deutsch aus Danziger Kehlen doch platt klingt, wenn man eben die Laute aus Kärntner Mund vernahm.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß von dem, was der **NSD** bisher an Volkstümlichem zu bringen sich bemühte, die Kraßschen Lautenabende das unerreichte Beste und Höchste waren. Darum wird es in unsern Kreisen um so freudiger begrüßt, daß Lehrer Kraß versprochen hat, uns im nächsten Jahre wieder zu besuchen.

Dr. **Carstenn**, Schriftführer

Von unseren Mitarbeitern

Vom „Eichendorffkalender“ und vom „Wächter“, der Zeitschrift für alle Zweige der Kultur (Verlag Pareus & Co., München, Pilotsstr. 7) haben wir schon ausführlich und empfehlend in Verbindung mit dem Herausgeber und Schriftleiter Universitätsprofessor **Dr. Wilh. Kofsch** in **Schloß Ebelsberg a. d. D. bei Linz, Osterreich** (I. Heft 10) gesprochen. Von Eichendorffs Beziehungen zum **Osten**, im besonderen zu **Danzig**, werden wir in den Monatsheften später hören. In dem vergriffenen Werk **Dr. Wilh. Kofschs** „**Menschen und Bücher**“ findet sich ein Aufsatz über **Schöns** Beziehungen zu **Eichendorff**, auf den wir an dieser Stelle aufmerksam machen wollen. **Wilhelm Kofsch** ist 1879 geboren, sein Vater lebt als **Hofrat a. D.** in **Brünn** in **Mähren**, seine Frau ist **Oberpfälzerin**. Der **Aufsatz** über **Arndt**, den wir in diesem Heft bringen, findet in einem umfangreichen Werk Aufnahme. **Professor Kofsch** ist u. a. als **Eichendorffskenner** und **-Forscher** bekannt.

Dr. Paul Feldkeller ist schon häufiger mit wertvollen Arbeiten in unseren Heften vertreten gewesen. Ein umfangreicher Aufsatz erscheint in der **Philosophenaussgabe** im nächsten Jahr. Wir wollen auch an dieser Stelle auf sein vortreffliches Buch „**Ethik für Deutsche**“ (Verl. **Friedrich A. Perthes-Gotha** 1921), auf das wir noch ausführlicher zurückkommen, hinweisen. Er ist 1889

in Danzig im Schaffen der Marienkirche und der königlichen Kapelle geboren, frühzeitig aufmerksam geworden auf die Unterschiede der Konfessionen, Nationalitäten und Volkskreise. Auf dem I. Damm Nummer 9 begann sein Vater die Kleinfabrikation und den Verkauf von Bonbons. Feldkeller lernte im Städtischen Gymnasium in Danzig, bei Herling in München und Wandt in Leipzig, fand aber nirgends, was er suchte, und blieb daher Autodidakt. Nach der Promotion zu Tübingen zog er in die Nähe Berlins, dieses brodelnden Versuchslaboratoriums, um dort zu finden, was der kranken Welt fehlt. Er hätte dessen nicht bedurft. Die ganze Welt wurde zum siedenden und knallenden Experimentierkessel. Sein ländlich fülles Philosophendasein, von einem zweijährigen Intermezzo als Divisionsbibliothekar unterbrochen, dessen Frucht die Schriften „Der Patriotismus“ und „Vaterland“ sind, zeitigte, dank der von der Gattin und Mitarbeiterin geschaffenen Atmosphäre, in rascher Folge die „Idee der richtigen Religion“, „Die Logik für Kaufleute“ und das schon genannte Buch „Die Ethik für Deutsche“. Die Leidenschaft für die unerhörte wichtigen Forschungen zur Völk-

kerpsychologie und Völkerpädagogik veranlaßte Feldkeller, das Generalsekretariat der Comenius-Gesellschaft zu übernehmen. Er schreibt u. a.: „Schau ich rückwärts, so sehe ich in dem vorbildlichen Gleich meiner Eltern, was dem deutschen Volk heute fehlt, um sich emporzuarbeiten, und was wieder gewonnen werden muß: „Die Freude am Schaffen.““

Auch Susanne Heß-Wyneken war schon häufiger in unserer Zeitschrift vertreten. Sie wurde als Tochter des Herausgebers der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“, Chefredakteur Wyneken, am 31. Dezember 1890 zu Königsberg i. Pr. geboren. Schon frühzeitig zeigte sich ihr besonderes Interesse für Kunst und Literatur. Nach langjährigen Studien auf diesen Gebieten trat sie in die Feuilletonredaktion der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ ein, wo sie über sechs Jahre als Schriftleiterin tätig war. Durch ihre Heirat mit Kammerfänger Heß verlegte sie ihren Wohnsitz nach Berlin, von wo aus sie im literarischen Teil der Allgemeinen Zeitung und auch als Mitarbeiterin anderer Zeitschriften tätig ist. Aber Dr. Drost, Prof. Burg-Schaumburg u. a. berichten wir später. C. L.

Buchbesprechungen

„Bücher sind kein geringer Teil des Glücks — Die Literatur wird meine letzte Leidenschaft sein.“

Friedrich der Große

„Ostmark 1922.“ Abreißkalender. Verlag Georg D. W. Callwey, München. (Auswahl und Ordnung der schriftstellerischen Beiträge und der Noten von Karl Plenzat, der Bildbeigaben von Robert Budzinski.) Pr. 10 Mk.

So ist der gute, starke, deutsche Mensch: Je drohender feindliche Fäuste über deutschem Lande, je mehr beutellüsterne Fremdlinge das Land zerzerren und zerreißen, auf dem deutsche Mütter im Blut ihrer Leiber deutsche Kinder gebären, desto mehr besinnt sich der Bedrohte auf sich selbst, auf seine besten Kräfte, die tief aus dem fruchtbollen Schoße seiner Heimat quellen. Der Volksinn erwacht, wächst, blüht, trägt Früchte. Der Deutsche erkennt seinen Bruder und sagt: Ich hab dich lieb; denn sieh, wir sind einer Mutter gleichblätige Kinder-Söhne. Wir müssen zusammenstehn fortan; denn um unsere Mutter feilschen fremde, lüsterne Eindringler...

So entkand dieser Kalender „Ostmark 1922“. Als feuriges Bekenntnis der vereinsamten Ostmarkdeutschen zu ihrer heiß geliebten Heimat. Als feuriges Bekenntnis aber auch zu dem großen deutschen Vaterlande, das jenseits des Abgrundes liegt, den das furchtbare Beben der Erde jüngst erst riß.

Ihr Brüder jenseits des dunklen Abgrundes, laßt uns nicht im Stich! Können wir euch unsere Hände auch nicht reichen über den Abgrund hinweg, in dem Werke, das wir hier schufen, schenken wir euch doch ganz unsere Herzen,

unsere ganze Liebe, unserer Seele ganze Kraft. Unsere ganze Hoffnung, die auch eure Hoffnung ist; die Zuversicht, daß deutsches Land deutsch bleibt, solange noch deutsche Herzen mit allen Fasern daran hängen. So kommt und laßt uns mit warmen Andacht halten in unsern dunkel raumenden masurischen Tannenwäldern, die wir vor kurzem erst feindlicher Eier entrisßen; an den vom weiten Meer umjungenen Steilküsten unseres wunderreichen Samlandstrandes, auf den zwischen Meeresgrün und Haffblau schneeweiß schimmernden Dünen unserer Kurischen Nehrung, die doch nur dem dummen Papier nach nicht mehr unser ist... Kommt, seht, hört, fühlt unser Heimat in diesen Blättern. — Fühlt unser brennendes Blut und wißt:

Wir gehören zu euch, ihr seid unser — jetzt und immerdar! — — Friß Rudnick

Ernst Bertram: Straßburg, ein Kreis. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1920.

„Gramdolles Wunder unfres Horizonts, Geliebteste, wo deine weigne Nadel sich bohrt in unsern Himmel, unser Herz.“

Ein Kreis — ein Kranz, geflochten aus wundervoll zarten, duftigen, naturfrischen Blüten, beträufelt vom Tau bitteren Sehnsuchtswehs, nagender Herzenstrauer eines Dichters, der mit brennender Liebe an seinem Heimatlande hängt, — und auf Draht gesteißen Blumenkelchen, deren künstliche Zucht und Haltung nicht immer ihre schlechteste Tugend ist, die aber im künstlerischen Sinne einen Knick in das prächtige Geflecht bringen. Damit ist schon gesagt, daß der

Artist, der in jedem echten Dichter steckt und stecken muß, um der zuweilen überwuchernden Phantasie ein zierliches Zwangsjäckchen anzuziehen, effliche Male dem Künstler durchgegangen ist. Alle Dichtungen, die Gelegenheitsgedichte im goethischen Sinne sind, halten sich von jeder Künstelei überhäufert Bild- und Begriffsverkehungen frei, während die andern oft an Stil und intuitiver Leuchtkraft der Gedanken Einbuße erleiden, weil sie ein Juwel in gebalttester Form geben wollen und dadurch in Unklarheiten und schwülftigen Gebilden erlassen. Vielleicht bringt eine neue Auflage dieses wertvollen Buches schon einige künstlerische Retouche mit.

Ewald Silvestre

„Preisgekrönte Liebesgedichte.“ 3.—6. veränderte Aufl. Edda-Verlag Max Ahnert, Kassel.

In diesen Gedichten lodert nicht brünstiges Blut. Nicht berauschen sich hier ledzende Sinne in dunklen, schwülen Nächten an willig gebotenen Liebestrank. — Hier singen Vögel die Lebenslust Liebender in blaue Himmel hinein, im Winde wehende Bäume geigen Lieder der Liebe, hier flüstern die Straßen, hier jubeln die Steine, über die die feinen Füße geliebter Frauen schritten: Du, o Dul, hier glühen in Wäldern goldgrüne Moose auf, von den heißen Augen liebender Frauen entzündet, hier blühen des Abends viel goldene Fenster in der Nacht, hinter denen die Herzen Glücklicher pulsen und pochen; hier fährt einer im funkelnden Himmelswagen, den Mond zum Fuhrmann, die Milchstraße entlang über Milliarden sprühender Sternpflastersteine der Liebsten entgegen ins Morgenrot; hier bauen die Strahlen der Sonne um den süßen, heiligen Leib eines geliebten Weibes ein schimmerndes Legendenlor. Hier starren aber auch schmerzzerstirnte Augen Verlassener brennend in einsame Nächte. Alfons Pehold, Friedrich Bethge, Kurt Vock, Martin Borrnann, Reinhold Braun, Karl Demmel, Frieda Böblin, Margarete Heinrich, Carl Lange, Charlotte Marr, Wilhelm Müller-Rüdersdorf, Otto Promber, Werneck-Brügge-mann u. v. a. singen in diesen Gedichten ihrer Liebe Lust und Leid. Und wer davon hören will, der greife getrost zu diesem Buche, dem der Verlag — dem Inhalt entsprechend — ein äußerst geschmackvolles Gewand in Rot und Gold ange-tan hat. —

F r i z K u d n i g

Dr. Erich Keyser: Danzigs Geschichte. Die politischen Ereignisse der letzten Jahre, die Abtrennung Danzigs vom deutschen Mutterlande und seine Begründung als Freistaat haben das Interesse weitester Kreise im In- und Auslande auf das „nordische Venedig“, auf dieses herrliche Fleckchen Erde gelenkt, welches wir Heimat nennen dürfen. Darüber hinaus ist bei allen Deutschdenkenden, bei allen Danziger Deutschen zumal das Bedürfnis immer lebhafter zutage getreten, sich eingehender mit der Geschichte der Stadt, mit ihrem Wesen und ihrer Entwicklung zu beschäftigen, je unverhüllter der weiße Adler Polens seine gierigen Fänge nach uns reckt.

Mit besonderer Freude darf es darum begrüßt werden, daß der beim Danziger Staatsarchiv beschäftigte Historiker Dr. Erich Keyser es auf Anregung des rührigen Verlages von A. W. Kafemann unternommen hat, eine Geschichte der Stadt Danzig zu schreiben, welche in prägnanter Kürze das ganze gewaltige Tafsachenmaterial, welches dem Verfasser auf Grund seiner eingehenden, langjährigen Spezialstudien und seiner genaueren Quellenkenntnis zur Verfügung stand, zusammenfaßt.

Das Werk, das vor wenigen Wochen erschienen ist, scheint so recht geeignet, eine seit langem schmerzlich empfundenen Lücke auszufüllen. Es steht sozusagen auf der Mitte zwischen dem großen Simson einerseits — der viel zu umfangreich ist, als daß ein Laie wagen würde, ihn völlig durchzustudieren, und der zudem mit dem 16. Jahrhundert abbricht — und jener anderen sich mit Danzigs Geschichte beschäftigenden Literatur, die gewiß sehr populär ist und dankenswerte Aufgaben zu erfüllen hat, doch aber nicht auf jener wissenschaftlichen Höhe steht, welche man Keyser's Buch unbedenklich zusprechen darf.

Keyser hat, um seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, den vielleicht einzig gangbaren Weg eingeschlagen, alle Einzelheiten, die lediglich für den Berufshistoriker von Interesse sind, wegzulassen und statt dessen die großen Zusammenhänge um so kräftiger und lebendiger herauszuarbeiten. Niemand, der dieses Buch liest, wird leugnen können, daß sich Keyser seiner Aufgabe in wahrhaft vorbildlicher Art und Weise entledigt hat. Daß er dabei sein besonderes Augenmerk auch auf die Darstellung der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung Danzigs gerichtet hat, darf um so lebhafter anerkannt werden, als sich die Erkenntnis bereits allgemein Bahn gebrochen haben dürfte, daß alle Geschichte zum guten oder vielleicht gar zum größten Teile immer auch Kulturgeschichte sein wird und sein muß. Es liegt in der Natur der Sache, daß die eingehende Schilderung des gesellschaftlichen Lebens im alten Danzig, der Besiedelung, Bevölkerung, Ausdehnung und Entwicklung des Stadtgebietes immer wieder den deutschen Charakter Danzigs betont; denn, obgleich völlig objektiv geschrieben, baut sich das Buch doch auf streng wissenschaftlichen Grundlagen auf, und ihnen gegenüber werden alle Geschichtsfälschungen und Geschichtsklitterungen jener, denen ihre politischen Ziele höher stehen als die Wahrheit, immer wieder als wesenslos zusammenfallen.

Seltene Darstellungskunst und eine fließende, klare und geschulte Sprache tragen dazu bei, das Buch allgemein verständlich und leicht lesbar zu machen. Der Verlag hat seinerseits keine Mühe gescheut, das Werk auch äußerlich würdig und vornehm auszustatten. Nicht unerwähnt sei in diesem Zusammenhange auch der von dem Danziger Architekten Waldemar Hannemann entworfene Buchsmuck: Kapitelfanfänge mit der Darstellung Alt-Danziger Bauten und Schlußstücke, die uns Szenen aus dem Volksleben vor Augen führen.

So bildet das Werk alles in allem eine wertvolle Bereicherung jeder Bibliothek, und wer Danzig liebt, wer es wünscht, sich mit seiner Geschichte und Entwicklung vertraut zu machen, sollte an diesem Buche nicht vorübergehen.

Wolfgang Feder au

Strom aus der Tiefe. Gedichte von Carl Lange. Furcht-Verlag, Berlin.

Man könnte sich vielleicht wundern, daß dieses stille Buch durch alle Lautheit, durch alles Marktgeschrei unserer Tage hindurch nach nur kurzer Zeit bereits zum zweiten Male seinen Weg in die Welt nimmt. Aber, dieses Buch beweist es wieder: auch die Stille kann Kraft in sich tragen, Kraft, die weiter wirkt, als Geschrei des Marktes (auch des literarischen!), seelische, aus geheimen Tiefen quellende Kraft, die über den Tag hinaus weit in die Ferne wirkt. Wie fein, wie leise und verhalten klingen die Gedichte: Schwere Stunde, Abend, lege deine Hände, Dämmerung, Gleichklang, Meiner Mutter. — Und doch, wie senken diese Gedichte ihre Wurzeln tief in unser Seelisches, wie lange schwingen sie tönend in uns nach; gleich Glockentönen, die von fernem Türmen durch den dämmernden Abend schweben.

Abend, lege deine Hände
leise ... leise ...
auf mein kummervolles Haupt;
habe auf der Lebensreise
nicht geglaubt,
daß sich so viel Wehe fände.
Doch am Ende,
da mein Letztes mir geraubt,
lege deine stillen Hände
leise ... leise ...
auf mein Haupt.

Carl Lange wurzelt nicht in unserer Erde, er liebt unsere Erde nicht. Er kennt und fühlt ihre Bösheit. Leben ist Leid. So geht seine Sehnsucht über das Irdische hinaus ins Unirdische, Überirdische. Tief religiös ist Langes stille Kunst. Und gerade darin liegt die Kraft ihrer Wirkung. Daran liegt es auch, daß man sich an diesen Gedichten nicht laut „begeistert“, daß man dafür aber dem Dichter still dankend beide Hände und das ganze Herz hingibt. F. K.

Otto Ernst Hesse: „Kämpfe mit Gott“, Sonette zu Holzsnitten von Konrad Ebert. „Elegien der Gelassenheit.“ Verlag Alfred Richard Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

Zu gleichwertigem künstlerischem Zusammenarbeiten haben sich Otto Ernst Hesse und Konrad Ebert zusammengetan in der Serie biblischer Köpfe „Kämpfe mit Gott“. Dies ist nicht das gewöhnliche illustrierte Buch. Jeder gibt selbständige Kunstwerke, und aus gegenseitigem Einfühlen sollte die Erlebniseinheit entstehen. Beiden eignet hier formale Zucht. Hesses Sonette und Eberts Holzsnitte sind in sich wohl abgemessen, und beide haben den gegebenen Raum

gut zu füllen verstanden, es ist keine Leere geblieben. Hesse ist der temperamentlich farbiger, er muß den Inhalt in die Form zwingen, Ebert bewahrt innerhalb der gezogenen Grenze ohne Zwang eine gewisse Formstrenge. Stofflich sind nur Gestalten des alten Testaments gewählt, leidend, kämpfend erleben sie in Wort und Bild vor uns, die „Älten“, aus denen wir „immer herkommen“. Die biblische Symbolik wird zu deuten versucht, was das Bild nicht gleich verrät, sagt das Gedicht; so erhält man vom Zusammenklang in „Rain“ und „Lots Weib“ einen über übliche Deutungen hinausgehenden Eindruck, am einheitslichsten im „Moses“. Das Betonen des Menschlich-Seelischen ist bei Hesse von Fall zu Fall besonders gefaßt, aber im Lufteren von allgemein dichterischer Haltung. Hingegen setzt sich hier Ebert offenbar mit dem Expressionismus auseinander. Seine dem flüchtigen Ansehen nach ganz andere Bahnen gehende malerische Freilichkunst verriet stets eindringliches seelisches Erfühlen, in seinen Holzsnitten setzt er es auch ins Linear-Rythmische um. Dabei wird oft das überwiegende innere Erleben auf einen Punkt konzentriert, der das Auge des Beschauers auf sich zwingt wie die „festgeschlossenen Hände“ Josuas, das „fremde Licht“ in den Augen des Moses. Die Gestaltung ist in den Holzsnitten gedrängter, kräftiger belebt im Gegensatz zu der gelegentlichen Überzartheit der sonstigen Ebertschen Darstellungsweise. Seine stärksten Gesamtkompositionen sind „Elias“ und „Abasver“, auch die „Judith“. Aber während der stürmend durch die Welt gepeitschte Abasver ein Widerspiel seiner ganzen rastlosen Wanderschaft in sich trägt und der wundervoll schwebende, lichterfüllte und emporgezogene Elias sein Erdenleben verklärend aufschließt, ist in der Judith im Bilde nur ein Augenblick festgehalten, zu dem das Gedicht die nähere Umschreibung gibt. Aber gerade hier wird deutlich, wie in der packenden Gestaltung einer elementaren Bewegung ein ganzes Frauenschicksal liegen kann. Die Wirkungskraft der Judith ist noch besonders groß, da ihm zur Seite ein gleichwertig starkes Sonett steht, auch Hesse hat sich hier dichterisch sehr ausgeschöpft. Nicht immer ist eine gleiche gegenseitige künstlerische Höhe erreicht. Ein schmales Bändchen Gedichte „Elegien der Gelassenheit“ zeigt Hesse noch als Dichter allein. Das wilde Überdäumen jehziger Dichtung trieb ihn vielleicht zu dieser gemessenen Form, die uns heute reichlich fremd annahet. Innerlich ist er sehr blutwarm. Er dichtet sogar bewußt für eine „Rasse neuer Menschen“, deren Erlebnisart Sinn „Bewußtseinsluft“ ist. Ein sinnlich, freundiges Liebeserlebnis stärkt die Seele („Was aus dem Blute erblüht, ist unsres Daseins Geheiß“) gegenständig zu früheren geistigen Erlebnissen. Denn sein Dichterschiedsal kennt er wohl: „Farbiger Spiegel zu sein unaussagbarer Welt.“ Aber zu dieser kühlenden Wiedergabe muß man erst Fühlung gewinnen, der eigentliche Inhalt quillt uns nicht entgegen wie in den an echt dichterischen Einfällen reichen Sonetten.

Susanne Hef-Wyneken

Dr. Ludwig Finckh: „**Ahnenbüchlein**.“ Verlag Stecker und Schröder in Stuttgart.

Wieder hat uns Ludwig Finckh ein kleines feines Büchlein geschenkt, das uns zur Selbstbesinnung führen will. Der Dichter nimmt uns an die Hand und zeigt uns den Boden, aus dem die besten Kräfte des Menschen kommen. Eltern, Großeltern und Ahnen des Dichters zeigen und beweisen uns, wie von jedem Vorfahr ein Stück seines Wesens abzuleiten ist. Da wird es uns klar, daß wir uns viel zu selten in die Geschichte unserer Väter und Vorfäter vertiefen. Da ist eine Fundgrube des Schönen, aus der wir in aller Bedrängnis und in allem Leid Hoffnung und Kraft schöpfen können und sollen. Das hat nichts zu tun mit einem fruchtlosen Rückwärtschauen, mit einer unstillbaren Sehnsucht nach vergangenen Zeiten, sondern es sind Ströme, die aus der Tiefe zu uns kommen und uns beim Aufbauen unseres Lebens und unseres Vaterlandes behilflich sein wollen, Kraftströme, die uns zu strenger Selbstzucht führen, die uns oft leise in stillen Stunden streicheln und die oft mahnend an unser Gewissen klopfen. In diesem Sinne wollen wir das Buch lesen und es bei uns in die Tat umsetzen. Das ist der beste Dank für den Dichter. — Carl Lange

Dr. W. Niederrichs: „**Die Chemie im Haushalt**“. kl. 8° (238) Münch.-Gladbach 1921. Volksvereinsverlag GmbH. N. 4.—

Diese volkstümliche Darstellung wird auch solche Leser interessieren, die dem Wissen von der Chemie sonst scheu aus dem Wege gehen. Es erzählt einfach und klar die Zusammensetzung einer Reihe von chemischen Stoffen, die wir im Haushalt verwenden, geht von den Nahrungs- und Genußmitteln auf die Leucht- und Brennstoffe und schließlich auf die Gelpinstoffe über.

Eingefandte Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

- M. W. L. Fohj: „England als Erzieher“. Verlag der Fägl. Rundschau. Geh. 32 M., geb. 40 Mk.
- H. Heinen: „Sozialismus — Solidarismus“. Volksvereinsverlag Münch.-Gladbach. Geh. 3 M.
- Anton Mackers: „Ein Staatsbürgerbüchlein“. Volksvereinsverlag Münch.-Gladbach. Geh. 4,50 M.
- „Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis“ eingeleitet von Andreas Henster im Inselverlag, Leipzig. Geh. 18 M.
- „Die Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten.“ Inselverlag, Leipzig. Geh. 60 M.
- Mark Twain: „Der geheimnisvolle Fremde“. Inselverlag, Leipzig. Geh. 22 M.
- Paul Burg: „Des galanten Grafen Königsmarck letztes Abenteuer“. Sternbücherverlag, Leipzig.
- E. Richter: „Die Erholungsreise“. Nikolaische Verlagsbuchhandlung N. Sticker, Berlin. Geh. 14 M., geb. 18 M.
- H. Drehler: „Über den deutschen Offizier“. Verlag Aurora, Dresden.
- „Des deutschen Michels Bilderbuch von 1896—1921.“ Simplizissimus-Verlag, München.
- Sammlung Böschs, Alexander Seilmeyer, „Die Plastik seit Beginn des 19. Jahrhunderts“. Geh. 4,20 M.
- Hans Wasik: „Böhmerwaldsagen“. Verlagsanstalt Moldavia.
- Karl Pänge: „Eteenbock“. Dithmarschenverlag.
- „Das Bodenseebuch für das Jahr 1920“. Verlag Reuß & Jitta, Konstanz.
- Otto Neustadt: „Anti Spengler“. Georg D. W. Callwey, München.
- Fritz Walther Bischoff: „Gottwanderer“. D. C. Rechtverlag, München.
- Erich Boldt: „Spreu“. Aurora-Verlag, Dresden. Geh. 5 M.
- Konstantin v. Altkrock: „Vom Sterben des deutschen Offizierkorps“. Verlag Mittler u. Sohn, Berlin. Geh. 4 M.
- Dr. Max Kemmerich: „Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft“. Verlag Josef E. Huber, Diefen bei München. Geh. 3,50 M.
- Wilhelm Remény: „Petersburg 1920“. Verlag der politischen Zeitfragen, München. Geh. 5 M.
- Friedrich Leonidas: „Deutschlands Erwachen aus tiefster Not“. Verlag W. Bähler in Augsburg-Böggingen.
- Dr. Heinz Hungerland: „Die Volkshochschule, Deutschlands Rettung“. Arthur Baumert's, Osnabrück.
- Hans Hennig Freiherr von Grote: „Das deutsche Merkbuch“. Verlag Börlinger Nachrichten, Börling. Geh. 10 M., geb. 12 M.
- H. Frankhauser: „Der Gottes Kranke“. Delphinverlag, München.
- Ludwig Reek: „Der Strom. Begegnungen mit Jesus“. Beckische Verlagsanstalt. Geh. 10 M.
- Paul Mühsam: „Mehr Mensch“. Verlag F. W. Grunow, Leipzig. Geh. 10 M., geb. 16 M.
- Richard von Schaukal: „Großmutter“. Verlag Georg Müller, München. Geh. 7 M.
- Richard von Schaukal: „Gebichte“. Verlag Georg Müller, München. Geh. 18 M.
- Richard von Schaukal: „Kapellmeister Kreißler“. Verlag Georg Müller, München. Geh. 7 M.
- Richard von Schaukal: „Höferrichische Züge“. Verlag Georg Müller, München. Geh. 5 M.
- Richard von Schaukal: „Neuer Zettelkasten“. Verlag Georg Müller, München. Geh. 7 M.
- „Und was der Feind uns angetan.“ Herausgegeben von H. C. v. Zobeltitz. Verlag Fr. Jillesen.
- Eberhard Fromweil: „Das Haus am bunten Fluß“. Verlag R. Bong & Co., Berlin.
- Dr. F. E. Schmitt: „Dante, Göttliche Komödie im Lichte der intuitiven Erkenntnis“. Verlag R. u. E. Twardy, Berlin W. 9, Potsdamer Straße 12.
- Oswald Herzog: „Plastik, Sinfonie des Lebens“. Verlag R. u. E. Twardy, Berlin W. 9, Potsdamer Straße 12.

Francis James: Dichter Ländlich. 168 S., geb. 16 M., Basel und Leipzig, Rhein-Verlag.

Idylliker vom reinsten Wasser ist Francis James, Nachfahre Mörkes und des alten Johann Peter Uz, dessen 200. Geburtstag man neulich beging. Hermann Hesse hat eines der Bücher, die James vor dem „Dichter Ländlich“ herausgegeben hat, „das schönste Buch der ganzen Welt“ genannt. Wer dem Safenromandichter innerlich gleichgestimmt ist, was bei Hermann Hesse zweifelsohne der Fall ist, wird in das Lob, das einer unster bedeutendsten Prosaschriftsteller hier einem Wesensverwandten spendet, aus vollem Herzen einstimmen. Bücher, wie der „Dichter Ländlich“, die den Menschen zu sich selbst und zur Natur mit ihren unererschöpflichen Freuden zurückführen, werden in einer Zeit, die ohne Zweifel gewisse Verwandtschaft mit den ach so oft belächelten und in manchem doch vorbildlichen Tagen vor hundert Jahren aufweist, mit Recht zahlreiche Leser finden, die in stillen Stunden sich hinüberträumen in eine Welt der Schönheit, Schlichtheit und Güte. Der Verlag hat dem von Claire Goll übertragenen Werk ein anmutiges Gewand verliehen.

Hans Gäng.

Werned-Bräggemann: Die Liebeslieder an Elisabeth. Edda-Verlag, Max Ahnert zu Cassel. Preis gebunden 4,40 Mk.

Eine minnigliche Seele strömt hier sich selber hin aus innerstem Geseh. Liebselige Ergrißenheit schafft im Liebe monnefam Ergreisendes. Schlicht-Innigkeit ist der Schmuck dieser Lieder, und Keuschheit giebt ein frommes Licht über die Töne des Herzens. — Auch dieses Werk des Dichters hat der Verlag gediegen ausgestattet.

Reinhold Braun

Karl Knauft: Bücher des Schicksals. Novellen. 2. Aufl. Edda-Verlag, Cassel. Ein Buch des Mitleids, des Erbarmens! Nicht hinweggehen über jedes Verstehen und Verzeihen, nein, aufrichten, trösten, bewahren in Not und Herzensqual, das sollen wir. Das will das Buch uns bitten. Alltagsmenschen im Ringen gegen ihr Geschick stellt es uns hin. Seht ihr sie nicht? Könn't ihr nicht helfen, daß unsere arme Zeit wieder aufgebaut werde? In schlichter, sehr schlichter Form wird uns das Gesehene erzählt; aber es wirkt auf uns, wie das Oetbwort: „Wir sollen alle Mitleiden miteinander haben!“

Max Leischn.

Agnes Peterfen: Ein Gang durch das erste Schuljahr. Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza. 1920.

Wenn dieses Büchlein hier empfohlen wird, so geschieht es nicht, weil es sich um ein gutes, kluges pädagogisches Werk handelt. Hier spricht in erster Linie ein Mensch zu uns, der das Erstaunliche fertig gebracht hat, was eben doch nur

Soeben erschien in unserem Verlag:



Dostojewski

als religiöse Erscheinung

von

Theophile von Bodisco.

Klein-Quart. — In wirkungsvollem Kartonnageband. Ladenpreis 10.— M.

Der Geist Dostojewskis dringt immer tiefer in das europäische Denken ein. Daß hier keine Modeerscheinung vor sich geht, daß der Siegeszug Dostojewskis als eine naturnotwendige Entladung in der ausgedörrten schwülen Geistesatmosphäre unserer Zeit anzusehen ist, zeigt sich in reiflicher Klarheit in dem Buche von Theophile von Bodisco „Dostojewski als religiöse Erscheinung“. Hier spricht kein Philologe oder Literat, hier dringt ein von derselben seeligen Empfindsamkeit, von dem gleichen unbändigen Drang nach lechter Klarheit und religiöser Erkenntnis erfahreter Mensch dem russischen Meister nach und offenbart uns so seine letzten Tiefen. Es ist ein seltsames Buch. Von welchem Gesichtspunkte man es auch betrachten mag, immer bietet es ein reiches vollendetes Bild, denn die echte russische Volksseele und damit die Psyche des Bolschewismus ist mit der gleichen Klarheit herausgearbeitet, wie das ungemein feine, oft bis ins Krankhafte gesteigerte Seelenleben des einzelnen Dostojewskischen Menschen. Alles ist bis auf seine Grundelemente zurückgeführt und dennoch steht das gesamte Schaffen Dostojewskis als ein lebensvolles Ganzes in bewunderungswerter Plastik vor dem Leser.

Von derselben Verfasserin erschienen im vorigen Jahre in unserem Verlage nachstehende mit großem Beifall aufgenommene Romane:

Aus einer verklingenden Welt.

Geheftet 16.— M.

Halbleinenband 22.50 M. Leinenband 25.— M.
Imittierter Halbfranzband 26.50 M. Halblederband 50 M.

Das Kirchspiel von St. Lucas.

3. Auflage. Geheftet 16.— M.
Halbleinenband 22.50 M. Leinenband 25.— M.

Im Hause des alten Freiherrn.

3. bis 4. Tausend. Geheftet 15 M. Gebunden 22.50 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
oder direkt vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
Berlin W. 35.

Gewissen

Vür den Ring herausgegeben von Ed. Stadler

Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift
der Jungen in der Politik**
steht jenseits der Parteien.

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das
„Gewissen“
jetzt im **3. Jahrgang.**

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den
Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche
Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffent-
liche Schäden und Schädlinge, gegen Fremd-
herrschaft und Schiebertum. Der Ring ver-
tritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: **Eduard Stadler**

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:

Moeller van den Bruck, Albert Dietrich, Heinrich von Gleichen, Max Hildebert Boehm, Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich, Hermann Albrecht, Ernst Kriek, Rudolf Fechel, Hans Roesler, Fritz Ehrenforth, Willy Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Bohmer, Paul Fechter, Heinz Brauweiler, Franz Röhr, Karl Hoffmann, Carl Georg Bruus, Paul Lejeune-Jung, Karl G. von Loesch, Fritz Weth, Karl Müller-Franken, Kurt Wernmann, Albert Vögler, Reinhold Georg Quantz, Georg von Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert, Hans Gerber.

Schriftleiter: **Werner Wirths**

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich
zum jährlichen Bezugspreis von M. 28. —
durch den Verlag, im Postbezug M. 9. —
vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pfg. Die
Jahresbezieher gehören zum Ring und
haben Anspruch auf Werbeprämien aus
der Ringbücherei.

Probennummern unentgeltlich durch:
Verlag „Gewissen“ Berlin W30
Mottstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf
Postcheckkonto Berlin Nr. 81654

einer Frau möglich ist, daß der Dienst an den Kleinsten in der Schule bis in alle Einzelheiten vergeistigt wird. Das Werkchen ist in Tagebuchform geschrieben. Diese Frau, die nun schon auf ein Lebenswerk zurückschaut, und zwar immer an den Kleinsten, ist nicht in ihm untergegangen, sondern hat es verstanden, die Welt des Geistigen den Kindern zu erschließen durch den Zauberstab lebendiger Phantasie und führender Güte und ist selbst dabei „Kind“ geblieben und nicht „Maschine“ geworden. Wer zu erziehen hat, hole sich hier Lebenswärme. E. H.

F. A. Brecht: **Ausbildungskursus für höhere Denk- und freie Redekunst.** Verlag R. Halbeck, Berlin W. 50, Potsdamer Straße 105a.

In der jetzigen Zeit politischer und wirtschaftlicher Kämpfe wird so mancher es schon schmerzlich bedauern haben, daß er nicht die Fähigkeit besitzt, seinen Gedanken und Wünschen öffentlich frei Ausdruck zu geben. Vieles haben wir in der Schule gelernt, wir sind vollgepfropft mit Wissen bis oben an, die Fähigkeit aber, das Wissen und die Erfahrung in freier, eindrucksvoller Rede wieder von uns zu geben, ist nie in uns entwickelt worden. Wir können deshalb den praktisch seit langen Jahren erprobten „Ausbildungskursus für höhere Denk- und freie Redekunst“ von F. A. Brecht nur aufs herzlichste begrüßen. Brecht gibt uns keine trockenen Abhandlungen, keine billigen Ratsschläge, sondern er lehrt uns, wie durch die harmonische Tätigkeit von Willen und Verstand die freie Rede entstehen muß. Die Anordnung des Stoffes, der Umfang und Aufbau des Fernkurses zeigt uns, daß Brecht ein Praktiker ist und daß jeder unter seiner Leitung bei genügendem Fleiß ein Redner werden kann. H. R.

Wandern, Spiel und Sport. Ein praktisches Handbuch für jedermann. Von Oberlehrer Dr. Wilhelm Meyer. kl. 8° (288) M.-Gladbach 1921 Volkvereins-Verlag GmbH. M. 4.—

Das 288 Seiten zählende Büchlein hat bequemes Taschenformat, gutes Papier, sauberen Druck. Sehr viele Abbildungen erläutern den Text. Der äußerst reichhaltige Inhalt gibt Aufschluß über alle Fragen des Wanderns, Spielens und Sportbetriebs.

Wie wir hören, wird in Kürze die große Biographie **Max Regers** von J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart erscheinen. Da der Verfasser, der erste Musiklehrer und späterer nahe Freund Regers, wie kein anderer in die Entwicklung des verstorbenen Meisters hat hineinsehen können und Regger stets frei an ihm hing, wird man auf eine reiche Ausbeute an bisher neuem unveröffentlichtem musikhistorischem Material rechnen dürfen. Die musikalischen Kreise warten ja schon lange auf dieses Buch, das schon vor 15 Jahren, also noch zu Lebzeiten Regers begonnen wurde.

Willy Trossert
Musikinstrumente
 * DANZIG *
 Heilige Geistgasse 17
 Kohlenmarkt 10,
 Telef. 3337.

VERBEBERTUNG
DIX-DANZIG

BORG



**FÜR
 QUALITÄT RAUCHER**

Danziger Konfektionshaus

Inh. Aug. Steinhöfel.

Maßanfertigung

eleganter

Damen- und Herrengarderoben

Neueste
Moden

Tadelloser
Sitz



Vornehme
Verarbeitung

Solide
Preise

Töpfergasse 23/24 Poggendorf 59

Altstadt, Graben 69b.

Langfuhr, Hauptstr. 11.

„Der · getreue · Eckart“

Halbmonatschrift für das ganze Deutsche Volk.

Wir wollen:

Das Deutsche Volk über den Par-
teien sammeln!

Die Besten dazu aufrufen!

Woher sie kommen, ob von
Links oder Rechts, gilt
uns gleich!

Wir wollen nicht:

Gegensätze schaffen!

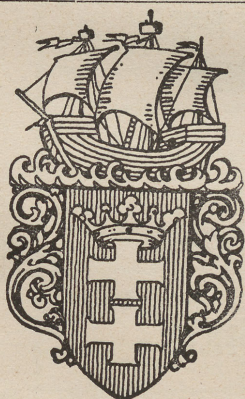
Wir wollen sie überbrücken!

Bezugspreis vierteljährlich M. 11.—
Helingsche Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Berlin-Treptow, Karpfenteichstraße 15/16.

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig

mit der Beilage: Statistische Mitteilungen der Freien Stadt Danzig.



Jeder, der sich über die

wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,

insbesondere des

Freistaates Danzig und der Republik Polen

unterrichten will, **muss** die

„Danziger Wirtschaftszeitung“

lesen.

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezuge durch die Post oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d. W., die Einzelnummer 2,50 M. d. W.

W.F. BÜRAU/DANZIG

Drahtanschrift: Aurub-Danzig/Fernsprecher Nr. 5686, 5687, 5688
Bankverbindungen R. Damme, Danzig
u. Danziger Privat-Actien-Bank, Danzig
Postcheckkonten: Danzig Nr. 449 u. Stettin Nr. 6175

Papierhandlung
Bürobedarfshaus
Monogramm - Prägerei
Elektrische Lichtpauserei
Mechaniker - Werkstätte



Buchdruckerei
Verlag
Buchbinderei · Linliererei



*Spezialhaus
für
Damen-
und Kinder-
Konfektion*

L. Murzynski

Inh: Wilhelm Troschke
DANZIG

Gr. Wallwebergasse 6-8